9. o. gem.

1961 c. /3.

Möllhausen

30420

Der Meerkönig.

Dritter Band.

Der Meerkönig.

Eine Erzählung in drei Abtheilungen

von

Baldwin Möllhausen.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Erste Abtheilung:

Dorf und Stadt.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
13.	Die Marquise	7
14.	Auf der Lauer	35
15.	Das Complot	67
16.	Die treuen Rathschläge	83
17.	Die beiden Briefe	118
18.	Die seltsame Trinkgesellschaft	137
19.	Das Wiederfinden	172
20.	Am Rande des Grabes	214

Bayerische
Staatsbibliothek
München

13.
Die Marquise.

In einer Straße, die gewissermassen die Verbindung zwischen einem vorzugsweise durch den Geschäftsverkehr belebten Stadttheile und mehreren umfangreichen, freien Plätzen bildet, welche letztere fast ausschließlich zu Versammlungsorten von Wärterinnen und der ihrer Aufsicht anvertrauten munteren Jugend bestimmt zu sein scheinen, liegt, beinahe gleich weit von beiden Enden entfernt, ein Haus, welches sich vor seinen ebenfalls stattlichen Nachbarhäusern nur dadurch auszeichnet, daß es den Tag über gänzlich vereinsamt dasteht, bei Einbruch der Nacht sich aber einem zwar weniger zahlreichen, dafür aber um so ausgesuchteren und gewählteren Besuche öffnet.

Bei Tage gleicht das erwähnte Gebäude dem

Asyle eines begüterten Privatmannes, der sich nach manchen erfolgreichen Speculationen von dem Geschäft zurückgezogen hat, um den Rest seines Lebens so recht nach seinem Geschmack und seinen Launen zu verbringen. Zu diesen Launen ist man geneigt, in erster Reihe zu rechnen, daß der sonderbare Mann lieber etwas höher in der Miethe wohnt, als daß er sein dreistöckiges Haus mit anderen Familien theilen möchte, obwohl er selbst höchstens drei oder vier nach vorn hinaus liegende Stuben benutzt, die übrigen Etagen und Räumlichkeiten dagegen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten oder auch gar nicht öffnet, es sei denn, um dieselben einsam zu durchwandern und sich im Stillen über seine Wohlhabenheit zu freuen, vielleicht auch darüber zu hohnlachen, daß er der Mann dazu ist, ohne dadurch im geringsten gestört zu werden, Schätze und Geldeswerth, die gar manche arme Familie hoch beglücken könnten, unbenutzt und unverzinst liegen zu lassen.

Die Fensterläden sind den Tag über, bis auf einige wenige in der Parterre-Wohnung, geschlossen oder nur weit genug geöffnet, um etwas Helle in den Gemächern zu verbreiten. Sogar da, wo die grünen Jalousien zurückgeschlagen

sind, wird durch weiße Fenstervorhänge und schwere, farbige Gardinen jeder Einblick von außen unmöglich gemacht.

Diese äußeren Merkmale berücksichtigend, möchte man den einsamen Bewohner sogar für einen Menschenfeind halten, aber für einen Menschenfeind, der für ein gutes, üppiges Leben schwärmt und dieser, seiner einzigen Leidenschaft gern jedes entsprechende Opfer bringt.

Wer nämlich im Laufe des Tages jenem Hause seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, der überzeugt sich leicht, daß namentlich in den Vormittagsstunden die Hausthür sich vielfach öffnet, und in derselben wohlgekleidete weibliche Dienstboten erscheinen, um von einzelnen auf der Straße haltenden Marktwagen so viel Lebensmittel, von einzelnen Güterkarren so viel verschlossene Kistchen und schwergefüllte Flaschenkörbe in Empfang zu nehmen, als wolle der geheimnißvolle, menschenscheue Besitzer sich auf mindestens hundert Jahre hinaus verproviantiren oder sich, abermals mit einem Hohnlachen, an dem Verderben und Vermodern der Lebensmittel ergötzen, mit welchen so viele, viele darbende Menschen, einen Segenswunsch für den güti-

gen Spender im Herzen, ihren Hunger hätten stillen können.

Obwohl es in der Welt manchen Sonderling giebt, auf den obige Beschreibung ziemlich genau passen dürfte, so lebte in jenem Hause gerade kein Menschenfeind, wenigstens nicht, was man im Allgemeinen unter einem solchen, zum Unterschiede von einem Feinde der Menschheit, versteht. Ein solcher würde sich schwerlich herbeigelassen haben, bei Einbruch der Nacht sein ganzes Haus zu erleuchten, und so dicht schlossen die Fensterläden nicht, daß nicht hin und wieder ein schmaler, jedoch sehr heller Lichtstreifen zu entdecken gewesen wäre. Noch weniger aber würde er sich dazu verstanden haben, Jedem die Thür zu öffnen, der, nachdem er an der Klingel gezogen, auch noch ein leises, nach einem bestimmten Tacte vorgeschriebenes Klopfen hinzufügte; gleichviel, mochte der Einlaß Begehrende sich durch klirrenden Sporenschritt und herrisches Wesen als Militärperson, durch näselndes Geflüster als vornehmen Tagedieb, durch melodisch klingende Taschen und graziös schlurfenden Schritt als reichen Banquier, durch blaue Brillengläser und sehr bescheidene Haltung als nicht erkannt sein wollenden hohen Beamten, oder endlich durch

kindlich=schadenfrohes Kichern, Rauschen von Seide und leichten, schwebenden Gang als einen vom Himmel gefallenen Engel verrathen.

Gewiß, ein die Einsamkeit liebender Sonderling hätte dergleichen nie geduldet und ohne Zweifel sich lieber gleich mit stoischer Ruhe vor den mit vieler Ueberlegung vrrstopften Ofen hingelegt, um mit Hülfe eines kleinen Ueberflusses von Kohlenoxydgas aus dieser Welt zu scheiden, ehe er zu bewegen gewesen wäre, auch nur eine Stunde dem lustigen Leben beizuwohnen, welches im ganzen Hause, von unten bis oben herrschte und gewöhnlich erst kurz vor Tagesanbruch sein Ende erreichte.

Und dennoch befanden sich auch Gemächer in dem Hause, die dem allgemeinen, heitern Verkehre verschlossen blieben und bis in welche, ihrer Abgeschiedenheit wegen, der in den übrigen Räumen herrschende Lärm nur ganz gedämpft drang, in denen man sich also recht behaglich fühlen und sogar tiefernsten Betrachtungen ungestört nachhängen konnte.

So erging es wenigstens dem Grafen Hannibal, der an jenem Abende, an welchem Lieschen's Entführung stattgefunden hatte, den Aufenthalt in dem oben beschriebenen Hause jedem andern

Orte der Welt vorzuziehen schien. Und wohl hatte er alle Ursache dazu, denn nicht nur stand das ihm angewiesene Gemach seinem eigenen Wohn-Salon hinsichtlich der Einrichtung kaum nach, sondern es zeigte auch nach allen Richtungen hin die sprechendsten Merkmale, daß der Geschmack gar vieler Menschen sorgfältig berücksichtigt worden war und Jeder, der Zutritt erhielt, wenigstens Etwas fand, das seinen Neigungen entsprach und seine Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn auch nur auf kurze Zeit, fesselte.

Warf man einen oberflächlichen Blick in das Gemach, so glaubte man unbedingt den Salon einer reichen Dame vor sich zu sehen, wenigstens deuteten die Möbel und einzelne auf Etagèren und Tischen umherstehende und liegende, zu keinem Zwecke verwendbare Spielereien auf einen gewissen weiblichen Geschmack. Betrachtete man indessen die an den Wänden hängenden Bilder, theils werthvolle Kupferstiche, theils gute Gemälde, unter welchen vorzugsweise Jagdstücke, Pferde und Scenen aus dem olympischen Götterleben vertreten waren, oder öffnete man eines der reich und kunstvoll eingebundenen Bilderwerke, die mit sehr wenig Rücksicht auf Symmetrie auf Stühlen und Tischen umherlagen, so

bezweifelte man fast, daß jemals ein weibliches Wesen diese Räume betreten habe.

Um so vertrauter schien dafür der Graf mit seiner Umgebung zu sein, in der That so vertraut, daß seine Blicke kalt und theilnahmlos über die reizenden, zum Theil die Phantasie neckenden Sachen hinglitten, die schwerlich, hätte er sie nicht schon hundertmal gesehen, von ihm unbeachtet geblieben wären. Vielleicht befand er sich auch nicht in der entsprechenden Stimmung; denn mehrfach hatte er schon nach einem Buche gegriffen, es jedoch nach flüchtigem Durchblättern wieder zur Seite geworfen, um seine vernachlässigte Cigarre von Neuem anzuzünden, einem vor ihm stehenden Glase Punsch zuzusprechen und demnächst mit langen, trägen Schritten das Gemach zu durchwandern. Dabei sah er hin und wieder ungeduldig nach der auf dem Kamingesimse stehenden Uhr, deren Zeiger mit kaum wahrnehmbarer Bewegung der Zwölfe zuschlichen.

„Dies wäre der vierte Abend, an dem ich mich hier vergeblich langweile," sprach er vor sich hin, seinen Gedanken unbewußt Worte verleihend; „noch einige solcher mißglückten Versuche, und die Sache muß auffallen und neugierige Augen auf die nächtlichen Spazierfahrten hinlenken."

Der Gedanke, daß andere Menschen vielleicht wagen könnten, seinen Handlungen nachzuspüren, schien ihn im höchsten Grade zu erbittern, denn er trat an den Tisch, leerte das Glas mit einem schnellen Zuge und warf sich dann so heftig auf das nächste Sopha, daß dieses laut ächzte und unter seinem Gewicht zusammenzubrechen drohte.

Eine Glocke stand in seiner Nähe; er klingelte. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und herein trat eine junge Kellnerin, die sowohl durch ihr hübsches Gesicht, als auch durch ihren niedlichen, coquetten Anzug ein überaus reizendes Bild bot.

„Ein Glas Punsch," befahl der Graf gedehnt; „aber recht heiß und nicht zu schwach," fügte er hinzu, sich halb nach der Kellnerin umwendend.

In demselben Augenblicke erhellten sich aber auch seine Züge, und indem er die zu beiden Seiten seines Kinnes niederhängenden blonden Bartzipfel schmunzelnd ausreckte, nickte er der Kellnerin vertraulich zu.

„Was Teufel, Mädchen, bist Du heute Kellnerin?" fragte er sodann, in lautes Lachen ausbrechend.

„Wie Sie sehen, Gräflein," erwiderte die Kellnerin mit einer zierlichen Verbeugung; „unsere gestrenge Herrin kann nicht überall zugleich

sein, und da fand sie es für gut, mir diese Rolle zu übertragen. Aber sagen Sie, Gräflein, wie finden Sie mich?" fragte sie darauf, indem sie sich auf den Fußspitzen schnell um sich selbst drehte, und zwar mit einer Gewandtheit, die augenscheinlich dem Ballet nicht ganz fremd war.

„Superbe," antwortete der Graf, „auf Ehre, weit besser, als in Deinem Ballkleide! Aber wirklich, Kind," ich habe Durst," schloß er gähnend; „ich muß trinken, oder ich schlafe ein vor Langeweile."

Die Kellnerin verschwand, kehrte aber sehr bald mit einem dampfenden Glase Punsch zurück welches sie dem Grafen mit einer anmuthigen Verbeugung darreichte.

Dieser nahm das Glas, warf einen harten Thaler auf den leeren Teller und athmete dann wollüstig den heißen Dampf des siedenden Getränkes ein.

„Du kannst jetzt gehen, mein Kind," sagte er herablassend, als die Kellnerin noch immer vor ihm stehen blieb; „ich bin heute nicht zum Scherzen aufgelegt und will allein sein."

Der Kellnerin schwebte eine schnippische Antwort auf der Zunge; bevor sie indessen zu spre-

chen begonnen hatte, rollte ein Wagen vor das Haus.

„Da ist sie," bemerkte sie mit sichtbarer Scheu, sobald sie sich überzeugt hatte, daß der Wagen nicht vor einem der Nebenhäuser hielt, und fast eben so schnell war sie verschwunden, die Thür unhörbar hinter sich in's Schloß drückend.

„Militärische Ordnung im Hause," bemerkte der Graf, indem er sich der Thür näherte und dieselbe leise öffnete, um nach der Hausflur hinaus zu horchen.

Ein bescheidenes, aber doppeltes Klingeln ertönte.

„Die Marquise!" murmelte der Graf erwartungsvoll.

Die Hausthür wurde geöffnet, ein kurzes Flüstern folgte, der Wagen rollte wieder davon, die Hausthür fiel in's Schloß, und deutlich vernahm der Graf, daß leichte Schritte, offenbar um den Weg von lästigen Zeugen frei zu halten, die Treppe hinaufstürmten und hastig die Richtung nach dem flügelartig angebauten Hinterhause einschlugen.

Nach kurzem Zögern folgten schwerere Schritte und halb unterdrücktes Murmeln dem flüchtigen Boten nach. Ein Klagelaut, ähnlich einem in-

ständigen Flehen, welcher indessen augenblicklich durch ein heftiges „St!" abgeschnitten wurde, erreichte das Ohr des lauschenden Grafen, mehrere Thüren wurden auf- und zugeschlossen, und dann war Alles wieder still auf den matt erleuchteten Gängen und Vorfluren. Nur hinter den verschlossenen Thüren hervor, bald nahe und deutlich, bald fern und gedämpft, erschallte bacchantisches Lachen, heitere Claviermusik, toller Gesang und das gelegentliche Knallen von Champagnerpfropfen, daß man hätte glauben mögen, man befinde sich in einem Hôtel, in welchem entweder eine lustige Hochzeit oder Carneval gefeiert werde.

Der Graf war wieder in das Gemach zurückgetreten, die Thür leise herandrückend und mit den schweren Vorhängen sorgfältig verdeckend. Was er zu wissen wünschte, hatte er aus dem Geräusche errathen. Der Ausdruck des Triumphes, welcher sein Gesicht erhellte, schwand indessen schnell wieder, sobald sein Geist mit der ihm eigenthümlichen Trägheit zu arbeiten begann. Es stellte sich eben jene ängstliche Spannung ein, die in den meisten Fällen als eine Folge von Unentschlossenheit, zuweilen aber auch als eine äußere Kundgebung oder vielmehr ein

schwaches Lebenszeichen eines in den letzten Zügen liegenden Gewissens betrachtet werden kann, welches sich noch einmal ohnmächtig gegen die ihm zugemuthete Fühllosigkeit aufbäumt.

Ueber sein Gesicht hatte sich eine tödtliche Bläße verbreitet, so daß er, indem er zufällig vor den Spiegel hintrat, vor sich selbst zurückbebte; doch kam ihm hier seine Eitelkeit zu Hülfe. Er erinnerte sich, daß er nach wenigen Minuten nicht mehr allein sei, und um die Anwandlung von Schwäche niederzukämpfen, trat er festen Schrittes an den Tisch.

Mit sicherer Hand ergriff er das dampfende, volle Glas und trank es aus.

Mehrere Minuten blieb er auf derselben Stelle stehen, das leere Glas sinnend betrachtend. Die gewöhnliche Farbe seines Gesichtes war zurückgekehrt und so ruhig athmete er, als ob noch nie ein böser Gedanke seinen Geist getrübt habe.

Ein leichter Schritt näherte sich auf dem Gange der Thüre; mit kaum vernehmbarem Geräusche gab das Schloß dem auf es ausgeübten Drucke nach, und bevor noch die Vorhänge sich aus einander theilten, schien des Grafen Figur um eine Handbreit gewachsen zu sein, während auf seinen Zügen wieder das charakteristische hochmüthige

Lächeln und ein nur in der äußeren Haltung begründetes Selbstbewußtsein spielte.

„Gott sei Dank, lieber Graf, das Unternehmen wäre endlich geglückt!“ sagte eine helle Frauenstimme, und zugleich trat eine schlank gewachsene Dame vor ihn hin und reichte ihm mit großer Vertraulichkeit die Hand.

Der Graf blickte der Dame, die, obgleich die Zeit der ersten Jugendfrische bereits hinter ihr lag, dennoch eine Schönheit genannt werden durfte, eine Weile zweifelnd in die blitzenden Augen.

„Ich hatte mich also nicht getäuscht, als ich mit ihr im Walde zusammentraf?“ fragte er zögernd; „ja, ja, ich würde das unglückselige Kind unter Tausenden heraus erkannt haben.“

Die letzten Worte sprach der Graf leise, wie in Gedanken; er bemerkte daher nicht die forschenden Blicke, mit welchen sein Mienenspiel beobachtet wurde.

„Ei, lieber Graf, Sie müssen mit einem außerordentlich zarten Gefühle begabt sein,“ entgegnete die Dame: „trotzdem ahnen Sie nicht, daß ich hungrig und durstig in Ihren Geschäften geworden bin.“

„Ich glaube es, schöne Marquise,“ versetzte der Graf, in denselben leichten Ton verfallend,

und indem er sich wieder auf das Sopha warf, lud er seine Gefährtin durch eine Handbewegung ein, ihm gegenüber auf dem Sessel Platz zu nehmen; „ja, gern glaube ich Ihnen, daß die nächtliche Fahrt Sie angegriffen hat, ich mache mir daher ein Vergnügen daraus, Sie in Ihrem eigenen Hause zu bewirthen. Bestellen Sie nur!"

Bei diesen Worten drückte er auf die Glocke; die junge Kellnerin erschien, und nachdem die Herrin des Hauses unter manchen Blicken des Einverständnisses die entsprechenden Befehle ertheilt und die Kellnerin sich wieder entfernt hatte, fuhr der Graf fort:

„Nun sagen Sie mir, meine unvergleichliche Marquise, wie Ihnen das Unternehmen überhaupt geglückt ist; ich hoffe, es geschah, ohne Aufsehen zu erregen."

„Ohne Aufsehen zu erregen, schönster Apollo; das Wie ist vorläufig Nebensache, aber mein Compliment mache ich Ihnen wegen des Kutschers: Derselbe, ein ausgezeichneter Rosselenker, ist entweder entsetzlich dumm oder ein ganz geriebener Spitzbube."

„Keines von Beiden, mein Kind, ein alter Soldat...."

„Der bei der Cavallerie gestanden hat," fiel

die in intimen Kreisen unter dem Namen Marquise bekannte Herrin des Hauses, dem Grafen in's Wort.

„Ganz recht, bei der Cavallerie hat er gestanden."

„Nun, lassen wir den Kutscher bei Seite, lieber Graf," fuhr die Marquise fort, indem sie aus einem vor ihr stehenden kunstvoll geschnitzten Becher eine Cigarette nahm und über der Lampe anzündete; „sprechen wir von etwas Anderem, befriedigen Sie endlich meine Neugierde und gestehen Sie, was für Bewandtniß es eigentlich mit dem Mädchen hat. Ich sollte denken, nachdem ich, auf die Gefahr hin, in Unannehmlichkeiten zu gerathen, dasselbe für Sie entführte und an Kindesstatt annahm, habe ich mir ein Recht erworben, darnach zu fragen."

„Laune, schöne Marquise, reine Laune. Womit soll man sich in diesem langweiligen Leben die Zeit verkürzen?" antwortete der Graf, sein Gesicht abwendend.

„O, mein edler Adonis, das mögen Sie beschränktere Geister glauben machen; ich für meine Person glaube es nicht. Aus Laune wendet man nicht einem im Waisenhause unter des rechtschaffenen Herrn Seim..."

„Was — Sie wissen?“ fuhr der Graf erschreckt empor.

„Ich weiß Alles, lieber Graf,“ fuhr die Marquise mit ihrem verführerischsten Lächeln fort; „aber bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Ich wollte also sagen: aus Laune schickt man nicht vier Abende hinter einander seine Equipage bei dem fürchterlichsten Wetter drei Meilen weit auf's Land hinaus, um ein eilfjähriges Mädchen entführen zu lassen, und erst recht nicht aus Laune übergiebt man darauf besagtes Mädchen mir zur Ausbildung. Geliebtester Graf, es muß Etwas dahinter stecken, und da ich ebenfalls nur eine Evastochter bin, so finden Sie es gewiß ganz erklärlich, daß ich wünsche, mit in das Geheimniß gezogen zu werden. Oder bilden Sie sich etwa ein, ich hätte mich zu einem todten Werkzeuge hergegeben, allein um irdischen Vortheils willen? Nein, nein, mir schweben edlere Ziele vor Augen,“ fügte sie mit einem halb ironischen, halb lauernden Lächeln hinzu; „ich muß im Stande sein, meinem Gönner bei vorkommenden Gelegenheiten zu rathen und zu helfen, und dann, mein edler Herr, wie vermag ich in der von Ihnen gewünschten Weise auf Ihren holden

Schützling einzuwirken, wenn ich unbekannt mit dem Zwecke bin, den Sie dabei verfolgen?"

Der Graf spielte eine Weile mechanisch mit seiner Cigarre. Offenbar ging er mit sich zu Rathe, in wie weit er die Marquise, ohne Gefahr für sich selbst, zu seiner Vertrauten machen dürfe. Dabei bemerkte er nicht, daß diese keinen Blick von seinen Zügen wendete und aus jeder Bewegung derselben gleichsam neues Material sammelte, um endlich einen, wenigstens der Wahrheit sich nähernden Schluß über seine versteckten Absichten ziehen zu können.

„Liebes Kind, Sie scheinen zu bestreiten, daß ein Mensch seine bizarren Launen haben muß."

„In diesem Falle unbedenklich."

„Wohlan, so denken Sie sich irgend eine beliebige Geschichte aus und nehmen Sie an, diese habe mich dazu bewegt, für das Kind, das der Zufall mir in die Hände führte, etwas mehr Theilnahme, als für andere Kinder an den Tag zu legen."

„Ich werde Ihren geistreichen Rath befolgen, und zwar sogleich damit anfangen; ich werde rathen, nur müssen Sie sich verpflichten, nicht zu läugnen, wenn ich das Richtige treffe."

„Zugestanden."

„Gut; ich schicke eine kurze Erinnerung an unser Uebereinkommen voraus. Sie haben mir das Kind anvertraut, um Mutterstelle bei ihm zu vertreten und es gewissenhaft auf solche Lebenswege zu führen, die nach meinen Ansichten die heitersten und genußreichsten sind, mit anderen Worten, es in meine Fußtapfen treten zu lassen."

„Ja, das ist unser Uebereinkommen," versetzte der Graf dumpf in sich hinein.

„Die erste Hälfte unseres Uebereinkommens, lieber Graf. Sie wissen, man bleibt nicht immer jung und schön; man muß daher zeitig an den Abend des Lebens denken, wo die Blicke eines gewissen Grafen achtlos über Unsereins hingleiten und man, um nicht vor Langeweile zu verkommen, zu der Rolle einer Betschwester greifen muß, um wenigstens in die heiteren Wohlthätigkeitsvereine pensionirter Officiere und vergessener Jungfrauen aufgenommen zu werden."

„Sie sind sehr scharfsinnig, liebe Marquise."

„Keine Schmeicheleien, liebster Graf. Sich zukünftige Zeiten zu vergegenwärtigen, erfordert keinen besondern Scharfsinn; kehren wir lieber zu dem zweiten Theile unseres Uebereinkommens zurück. Daß es mir gelingen wird, das liebe

Kind ganz in Ihrem Sinne zu erziehen, bezweifeln Sie wohl nicht, oder Sie würden sich nicht anheischig gemacht haben, mir, um den nöthigen Aufwand zu bestreiten, ein wirklich anständiges Jahrgehalt zu bewilligen. Hierzu gesellt sich noch, beiläufig bemerkt, die von Ihnen bereits acceptirte Bedingung, daß an dem Tage, an welchem unser Zweck erreicht ist, Sie die kleine, noch auf meinem Hause lastende Hypothek von zweitausend Thalern auf Ihren Namen schreiben lassen."

„Ja, so lautete unser Uebereinkommen," bemerkte der Graf gedrückt, als die Marquise schwieg, und diese, nachdem sie den Grafen eine Weile wie bedauernd betrachtet, fuhr fort:

„Die Erziehung Ihres Schützlinges kostet Ihnen also eine beträchtliche Summe Geldes, woraus ich schließe, daß Sie einen zu hohen Werth auf dieselbe legen, um Ihrer Handlungsweise den Begriff „Laune" als Beweggrund unterschieben zu dürfen.

„Die nächste Frage wäre nun: Weshalb legen Sie einen so hohen Werth auf unsern Schützling? Und es drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß auch Sie nicht ohne Scharfsinn sind und bei Zeiten an jene armselige Zu-

kunft denken, ich welcher Ihnen das Glück nicht so viele Rosenknospen in den Weg streuen dürfte, wie heute. Sie sehen, liebster Graf, eifersüchtig bin ich nicht, oder ich würde den ganzen Handel mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Doch weiter: Ihr Lieschen, obwohl kaum erst eilf Jahre alt, verspricht eine Schönheit zu werden; man kann sogar mit Gewißheit darauf rechnen, daß die nächsten vier oder fünf Jahre eine wunderbare Veränderung des Kindes bewirken, was mein theurer Graf mit seinem scharfen und geübten Blicke jedenfalls bereits vor Jahren erkannt hat. Weil es nun schade wäre, wenn ein Anderer, als mein edler Freund und Gönner, das Röschen..."

„Halten Sie ein, Marquise!" fuhr der Graf empor, und Leichenbläße bedeckte wieder sein Gesicht. „Sprechen Sie nicht weiter in dieser Weise, wenn Sie nicht auf ewig mit mir brechen wollen — mir einen solchen Gedanken zuzutrauen — Weib, vergiß nicht...!"

„Ich habe mich also geirrt," unterbrach die Marquise den erregten Grafen mit äußerster Kaltblütigkeit, während aus ihren Augen unverkennbares Erstaunen und erhöhte Neugierde spra-

chen; „das Kind steht Ihnen vielleicht zu nahe, ist vielleicht gar eine Verwandte von Ihnen..."

„Wer sagt das?" rief der Graf noch heftiger aus, wobei er indeß sorgfältig vermied, den Blicken der Marquise zu begegnen. „Wer wagt es überhaupt, dergleichen Gedanken laut werden zu lassen?"

„Nun, theuerster Graf, brausen Sie nicht gleich so heftig auf; ich bin ja schon zufrieden, wenn Sie Ihre schöne Stirn wieder glätten. Die Runzeln kleiden Sie in der That schlecht. Aber hier kommt unser Souper; erlauben Sie, daß ich vorlege, und verwalten Sie unterdessen den Champagner, wenn's Ihnen gefällig ist."

Der Graf nickte beifällig und griff sogleich nach dem Weine. Die Marquise hatte es vortrefflich verstanden, seinen aufflammenden Zorn, aus welchem sie Alles herausgelesen zu haben glaubte, was sie vorläufig zu wissen wünschte, schnell wieder durch einige Schmeicheleien zu besänftigen, für welche der Graf außerordentlich empfänglich war. Ueberhaupt handhabte sie denselben, wie eine schmiegsame Wachsmasse, die sie in jede ihr passende Form zu kneten vermochte, ohne ihm dabei die Ueberzeugung zu rauben,

daß sie selbst in seinen Händen weiter nichts, als ein williges Werkzeug sei.

Sobald die beiden Verbündeten sich wieder allein befanden, kam der Graf noch einmal auf das entführte Kind zurück.

„Wird die Ankunft der Kleinen in Ihrem Hause kein Aufsehen erregen?“ fragte er zweifelnd; „ganz verschwiegen wird die Begebenheit kaum bleiben können. Ich fürchte nämlich, daß unberufene Augen auf das Kind hingelenkt und in Folge dessen Nachforschungen angestellt werden.“

„Hegen Sie keine Besorgniß, lieber Graf,“ entgegnete die Marquise, den schäumenden Wein bedächtig an ihre Lippen führend; „ich beabsichtige nichts weniger, als das Kind zu verheimlichen; im Gegentheil, ich werde mit meiner schönen Tochter prahlen; und etwaige Nachforschungen? Bah, die würden immer damit endigen, daß man mir zu dem Besitze eines so schönen Töchterchens Glück wünschte!“

„Aber das Kind selber, liebe Marquise, es wird gefragt werden, antworten und auch selbst Fragen stellen.“

„Nur in der ersten Zeit wäre dergleichen möglich, doch werde ich die nöthigen Maßregeln treffen, daß so etwas nicht geschieht. Nach vier

oder fünf Wochen aber wird es sich an unsere Hausordnung gewöhnt haben und nichts mehr fürchten, als jemals aus diesem Paradiese entfernt zu werden."

„Sie scheinen die Sache sehr leicht zu nehmen, Marquise."

„Nicht leichter, als sie es verdient, theuerster Graf; denn ein Mädchen, das bereits einen Cursus unter Herrn Seim's Oberaufsicht durchmachte, fügt sich willig in bessere Verhältnisse; aus den Zöglingen des Herrn Seim läßt sich Alles machen."

„Herr Seim klagte mir, daß das Mädchen eine unbesiegbare Neigung zum Aneignen fremden Eigenthums habe."

„Das wäre eine neue Bürgschaft für unsern Erfolg. Uebrigens soll es ihm an nichts fehlen, was die sicherste Art ist, mich gegen kleine Diebereien zu schützen. Doch eine Frage, lieber Graf: Weiß Herr Seim von seinem hoffnungsvollen Zöglinge?"

„Er weiß nur, daß das Kind von Bauern gerettet wurde und ich es anderweitig unterbrachte. Ich mußte ihm dies mittheilen, damit er nicht unvorbereitet ist, wenn von den Bauern bei ihm Nachforschungen angestellt werden soll-

ten — ja, diese Bauernfamilie, ich wünsche, sie wäre, wo der Pfeffer wächst! Namentlich für diese muß das Kind verschollen sein."

Ueber das Gesicht der Marquise flog wiederum ein Zug heller Schadenfreude. Ohne ihr Dazuthun hatte der Graf, auf welchen die berauschenden Getränke ihre Wirkung auszuüben begannen, sie einen neuen Blick in das von ihm und seiner Schwester angelegte Gewebe thun lassen und ihr eine neue Handhabe zu weiteren Forschungen geboten, die das Geschwisterpaar zuletzt gänzlich in ihre Gewalt liefern mußten. Die Gefühle, welche sie in diesem Augenblicke beseelten, verbarg sie indessen geschickt hinter einer Maske leichtsinniger Heiterkeit.

„Lassen Sie die dummen Bauern," bemerkte sie lachend, ihr Glas gegen das des Grafen klingend; „die Leute sind gewiß froh, das Kind wieder los zu sein, und wenn sie sich an Herrn Seim wenden, so wenden sie sich gerade an den Rechten, um die Wahrheit zu erfahren."

Der Graf stimmte in die Fröhlichkeit seiner Gefährtin ein, und nicht mehr zögernd, wie er zu Anfang gethan, erkundigte er sich, wie Lieschen sich in die neue Lage gefügt habe.

„Nicht anders, als ich zu erwarten berechtigt war," entgegnete die Marquise entschieden;

„übrigens, mein lieber Graf, heißt das Mädchen nicht mehr Lieschen — pfui, über solchen Alltagsnamen —, nennen wir es lieber Euphrosine —, ja, Euphrosine hat sich ganz vortrefflich gefügt. Sie hat geweint, geklagt, und wieder geweint, und das so lange fort, bis sie endlich vor Erschöpfung einschlief. Ihr Schlaf war so fest, daß sie kaum erwachte, als ich sie nach dem für sie bestimmten Kämmerchen hinaufbrachte. Sie wollte zwar wieder anfangen zu weinen und zu jammern, allein die gestrenge Frau Mutter verwies sie sehr bald zum Gehorsam, und noch keine zwei Minuten hatte sie in ihrem Bettchen gelegen, da schluchzte sie nur noch matt im Schlafe. Aber wirklich, Graf, ein schöneres Kind sah ich noch nie; wollen Sie es nicht persönlich in Augenschein nehmen? Gerade jetzt ließe es sich am besten bewerkstelligen."

„Nein, um Gottes willen nicht!" antwortete der Graf mit einer Bewegung, als ob er geschaudert hätte; „ich habe jetzt nichts mehr mit dem Kinde zu thun, es ist bei Ihnen gut aufgehoben."

„Bravo, lieber Graf!" rief die Marquise jubelnd aus, indem sie nach der Flasche griff und, die Oeffnung derselben mit dem Daumen schlie-

ßend, durch eine geschickte Bewegung einen feinen Strahl des schäumenden Champagners aus beträchtlicher Höhe über den Tisch hinüber zum Theil in des Grafen leeres Glas, zum Theil über seine saubere Uniform und das weiße Tischtuch zischen ließ. „Ja, so liebe ich es! Fort mit den Grillen, ein tausendfaches Hoch der glänzenden, genußreichen Gegenwart und après nous le déluge!“

Der Graf trank sein Glas leer; sein Gesicht war hochgeröthet und mit unsicherem Griff legte er die Hand auf die Glocke.

Die bekannte Kellnerin erschien.

„Zwei Flaschen Sect und einen Stuhl!“ rief er lallend aus.

„Sect und einen Stuhl? Was soll der Stuhl?“ fragte die Kellnerin.

„Den Stuhl für Dich und den Sect für uns Alle!“ lachte der Graf.

Die Marquise und die Kellnerin stimmten mit in das Lachen ein, der Champagner wurde gebracht, ein Fauteuil herangerollt, die Kellnerin nahm Platz, und lustig knallten die Pfropfen zu dem Rundgesange, den der Graf, unterstützt von seinen beiden dämonisch lachenden Gefährtinnen, anstimmte. —

Auf dem andern Ende des Hauses und unter demselben Dache mit dem Grafen schlummerte das verkaufte Lieschen.

Noch im Schlafe hatte die arme verfolgte Waise geweint, denn große Thränen standen wie Perlen auf ihren Wangen und einzelne derselben hatten, indem sie niederrieselten, das weiße, schwellende Kopfkissen befeuchtet.

Sie athmete wohl ruhig, und die von der rothen Glasampel ausströmende Beleuchtung ließ das liebe Antlitz so recht gesund und lebensfrisch erscheinen; allein zuweilen zuckte sie doch schmerzlich, und die zarten Finger klammerten sich krampfhaft in das feine Bettzeug fest, als ob das Gefühl eines jähen Sturzes über sie gekommen wäre.

O, wie viel ruhiger hatte Lieschen zwischen dem groben Linnen in der Bauernhütte geschlafen, wo der Engel des Friedens selber über sie wachte!

Wo sie sich jetzt befand, da wagte der Engel des Friedens sich nicht hin; zeigte er aber wirklich Neigung, das eine oder das andere Winkelchen des mit gleißender Pracht ausgestatteten Hauses heimlich zu besuchen und seine vergebende Hand auf ein unter den Folterqualen von

Selbstvorwürfen über ein verlorenes Leben sich ohnmächtig windendes Herz zu legen, so waren die unerbittlichen Feinde der Menschheit stets bereit, ihn schnell wieder mit durchdachter Bos=heit zu verscheuchen, im wilden Freudentaumel jede sanftere Regung, jede Anwandlung von Reue zu ersticken.

14.

Auf der Lauer.

Heinrich Bergmann hatte die Gräfin Renate seit mehreren Tagen nicht gesehen. Einestheils suchte er selbst nicht eine Zusammenkunft herbeizuführen, in Folge dessen er von seinem Onkel manche Lobrede über seine Einsicht und seltene Verständigkeit einerntete, dann aber auch wieder schien, zu seinem größten Erstaunen, die Gräfin ihn vollständig vergessen zu haben. Denn weder von ihr selbst erhielt er nach alter Weise Einladungen, noch verschaffte sie ihm Gelegenheit, in anderen Häusern und Familien mit ihr zusammenzutreffen, wie sie früher doch so vielfach und offenbar mit vielem Eifer gethan hatte.

Letzteres namentlich kränkte ihn tief, weil er die absichtliche Nichtachtung nicht glaubte verdient

zu haben. Er scheute sich auch nicht, seinen Onkel darüber zur Rede zu stellen und ihn zu fragen, welche Mittel er angewendet habe, um die Gräfin zu einem so gänzlich veränderten Benehmen gegen ihn zu bewegen.

Der Doctor dagegen nahm die Anklagen und bitteren Vorwürfe stets sehr kaltblütig, sogar mit einem verschmitzten Lächeln hin und erklärte rund heraus, daß er dabei nur in so weit betheiligt sei, als er die Gräfin dringend gebeten habe, ihre Anhänglichkeit an ihn selbst nicht Ursache sein zu lassen, daß sie seinen Neffen auch nur im geringsten bevorzuge, weil das zu üblen Nachreden Veranlassung geben könne.

„Du kannst daraus entnehmen," fügte er dann wohl mit einem gewissen Bedauern hinzu, „daß der Gräfin verteufelt wenig an Dir gelegen ist und daß ich vollständig recht hatte, zu behaupten: alle Freundlichkeiten oder, richtiger bezeichnet, Höflichkeiten, deren Du Dich zu erfreuen hattest, müßten auf meine Rechnung geschrieben werden. Also beruhige Dich und suche Dir die vernünftige Ueberzeugung anzueignen, daß empfangene Gunstbezeigungen, die nicht auf unser eigenes Verdienst begründet sind, geringen oder gar keinen Werth haben."

Damit war der junge Officier abgefunden.

Wich nun seine Meinung von der seines Onkels bedeutend ab, und hätte er gegen Dieses und Jenes auch Manches einzuwenden gehabt, so mußte er sich doch gestehen, daß, wenn der Doctor in seiner übertriebenen Aengstlichkeit für seine Seelenruhe ihm wirklich einen hinterlistigen Streich gespielt hatte, es doch mindestens sehr auffallend sei, daß die Gräfin, die des alten Herrn Eigenthümlichkeiten gewiß eben so gut kannte, wie er selbst, dennoch so viel Gewicht auf seine Mittheilungen lege, um ihn, den Neffen ihres langjährigen väterlichen Freundes, förmlich aus ihren Augen zu bannen. Was aber konnte der Doctor gesagt, zu welchen Mitteln seine Zuflucht genommen haben, um einen solchen Erfolg zu erzielen, und wie triumphirten wohl diejenigen, die schon längst seinen Verkehr im Hause der Gräfin mit scheelen Augen betrachtet hatten?

Letzteres wirkte namentlich störend auf seine sonst so heitere Gemüthsstimmung ein, und gewiß wäre er schon in den nächsten Tagen über Hals und Kopf abgereist, wenn er nicht eben — nun, er sprach es ja deutlich genug vor Tante und Onkel aus — seinen schönen, langen Urlaub,

seit Jahren der erste, bis auf die letzte Minute hätte ausnutzen wollen.

Bei allem Mißgeschicke war ihm aber doch ein gewisser Trost geblieben, nämlich mit der Gräfin Renate vereint an demselben Werke arbeiten und gleichsam unter ihren Augen eine Probe seiner Umsicht und Gewissenhaftigkeit ablegen zu dürfen. Der Trost war an sich freilich karg genug, indem er auf alle Fälle auch den Doctor allein in seinen edlen, menschenfreundlichen Bemühungen nach besten Kräften und ohne irgend welchen Lohn oder Dank zu beanspruchen, unterstützt haben würde; doch bei Allem, was er jetzt zu Gunsten von Merle's unglücklicher Familie unternahm, konnte er nicht umhin, zu denken, daß sein Name in Renatens Gegenwart genannt und deren Aufmerksamkeit immer wieder auf ihn hingelenkt werden würde.

„Vielleicht zwinge ich sie dazu," dachte er zuweilen, wenn die Erinnerung an die schönen Stunden, die er vor Kurzem noch in Renatens Gesellschaft verlebte, ihn etwas länger, wie gerade unumgänglich nothwendig, beschäftigt hatte — „vielleicht zwinge ich sie dazu, meinen guten Willen wenigstens heimlich anzuerkennen; und sollte es gar der Zufall fügen, daß sie mir per-

sönlich einige Liebenswürdigkeiten sagte — pah, die sollten mich kalt lassen, ganz kalt! Ich will ihr sogar zu verstehen geben, daß nicht immer ein weibliches Gemüth und ein weibliches, hoch= bevorzugtes Wesen dazu gehören, einen Mann zur Ausübung guter Handlungen zu begeistern. Armer, guter Onkel, wo dachtest Du hin, als Du in meinem Verkehre mit der leidlich hübschen Gräfin eine Gefahr für mich erblicktest?"

Derartig waren auch seine Gedanken, als er in jener Nacht, in welcher Lieschen entführt wor= den war, von einer späten Gesellschaft heimkeh= rend, durch die verödeten Straßen wanderte und noch einen Umweg nach der in der Vorstadt ge= legenen Wohnung von Merle's Familie zu machen beschloß.

Schon vielfach, des Abends wie des Nachts, war er, dem Rathe des Doctors folgend, dort vorbeigegangen, schon vielfach hatte er in das Gemach, welches die Mutter mit ihrem Kinde bewohnte, hineingespäht, ohne je Etwas zu ent= decken, was die noch immer wachsende, zeitweise wahrhaft verzweiflungsvolle Gedrücktheit der un= glücklichen Frau erklärt hätte. Auch in dieser Nacht versprach er sich keinen Erfolg, und nur um dem Onkel Rapport abstatten zu können, hatte

er sich überhaupt zu der Wanderung entschlossen. Eine Freude war es gewiß nicht, denn der Regen, obwohl fein und nebelartig, schlug ihm scharf und erkältend in's Gesicht, und kaum vermochte er sich durch den fest um sich gezogenen weiten Mantel gegen das Durchnässen zu schützen.

Er verfolgte indessen unverdrossen seinen Weg durch die mit flüssigem Schlamm bedeckten Straßen. Das Wetter schien auf ihn nicht mehr Einfluß zu haben, als auf die Prellsteine an den Straßenecken, welche die mit einem großen Hof umgebenen, dafür aber nur wenig Helle ver=breitenden Gasflammen spärlich beleuchteten.

Nur selten begegnete ihm ein vereinzelter Fußgänger, und auch diese gaben sich in den meisten Fällen durch ihren langsamen Schritt und das Klirren des von ihrem Gurte niederhängen=den Schlüsselbundes als Wächter zu erkennen, die, den Kopf tief in ihre Mantelkragen gesenkt, sich kaum die Mühe nahmen, zu ihm aufzuschauen.

Die Zeit mußte ihm, trotz des Wetters und trotz der Vereinsamung der Straßen, dennoch verhältnißmäßig schnell verstreichen, denn fast überrascht blickte er empor, als er plötzlich das Stadtthor vor sich liegen sah. Er trat an die nächste Laterne und zog seine Uhr hervor.

„Halb Eins," murmelte er vor sich hin; „es ist eigentlich überflüssig, denn wer wird jetzt noch auf sein? Da ich indessen einmal so weit gegangen bin, kann es auf ein paar Hundert Schritte nicht ankommen."

So sprechend oder vielmehr halblaut denkend, ging er mit beschleunigter Eile durch das Thor, und nachdem er der Hauptstraße über drei Querstraßen fort nachgefolgt war, bog er in eine schmalere Nebengasse ein, die zwischen kleineren und zum Theil durch Gärten von einander getrennten Häusern hinführte.

Nur zwei Laternen brannten in dieser Gasse, nämlich auf jedem Ende derselben eine, die aber in Folge des dichten Regens die Gasse selbst beinahe ganz im Dunkeln ließen.

Vorsichtig tastete Heinrich sich an den Bretter- und Stacketenzäunen hin, die, bereits alt und morsch, noch aus den Tagen herrührten, in welchen Alles, was außerhalb des Stadtthores lag, zu den ländlichen Besitzungen gerechnet wurde. Jetzt wohnten fast durchgängig Gärtner dort und Arbeiter, die in den abgelegenen Häusern gegen eine mäßige Miethe Unterkommen fanden und mit Besorgniß der Zeit gedachten, in welcher die bescheidenen Häuschen von stattlichen Gebäuden

und Fabriken verdrängt, sie selbst aber, wenn sie nicht eine ihre Verhältnisse übersteigende Miethe entrichten wollten, wieder um eine beträchtliche Strecke weiter, vielleicht ganz bis auf's freie Feld hinausgetrieben werden würden.

In einem dieser Häuschen, von welchen die meisten nur zwei kleine Wohnungen enthielten, hatte also Doctor Bergmann Merle's Frau und Tochter untergebracht. Eine Stube und eine Kammer war nach seiner Ansicht Alles, was sie gebrauchten, und in der That weit mehr, als sie selbst jemals zu erhalten gehofft hatten. Denn die Stube und die Kammer waren es ja nicht allein, über welche sie frei schalten und walten durften, sondern auch ein Stückchen Gartenland in der Breite ihrer Wohnung und in einer Länge von etwa fünfundzwanzig Schritten, oder vielmehr von dem Häuschen bis an die durch einen morschen Bretterzaun abgegrenzte Straße.

Das Gärtchen bot jetzt allerdings noch einen sehr trüben Anblick, allein der Frühling war ja vor der Thür und die Zeit nicht mehr fern, in der sie die sorgfältige Bestellung des ihnen zuerkannten Landes als ihre angenehmste und zuträglichste Erholung betrachten konnten.

Ja, der gute Doctor und die freundliche Re=

nate hatten an Alles gedacht, und es wäre auch Alles gewiß so schön geworden, wenn nicht eben ihre Versuche, mit der Aenderung der äußeren Verhältnisse der unglücklichen Frau, auch eine Aenderung ihrer gedrückten Stimmung herbeizuführen, gescheitert wären.

Heinrich Bergmann, durch des Doctors Mittheilungen mit dem Stande der Dinge bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vertraut, stellte offenbar, indem er sich dem Häuschen näherte, seine Betrachtungen über das seltsame, geheimnißvolle Benehmen der Frau Merle an, denn schon lange, bevor er in der Höhe von deren Wohnung angekommen war, spähte er nach dem kleinen Giebelfenster hinüber, welches die Lage der Schlafkammer bezeichnete und durch eine Lampe matt erleuchtet wurde.

Das Licht in der Schlafkammer zu so später Stunde überraschte ihn nicht; er wußte, daß dasselbe von dem Nachtlämpchen herrührte.

„Alles beim Alten," dachte Heinrich, indem er sich langsam auf dem Seitenpfade der ungepflasterten, schmalen Straße einherbewegte; „ich könnte umkehren, allein vorher will ich einen Blick hineinwerfen, damit ich dem guten Alten

auf seine Frage eine bestimmte und wahrheitsgetreue Antwort ertheilen kann."

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war er bis auf wenige Schritte von dem zu dem betreffenden Häuschen gehörenden Bretterzaune angekommen. Da sein Kopf, vermöge seines hohen Wuchses, die Einfriedigung überragte, so schweiften seine Blicke wieder mechanisch nach dem erleuchteten Kammerfenster hinüber. Gleichzeitig blieb er aber auch stehen, denn er hatte deutlich gewahrt, daß ein Mann, wahrscheinlich durch das Geräusch seiner Schritte dazu veranlaßt, sich schnell aus einer gebückten, lauschenden Stellung aufrichtete und in den Schatten zurücktrat.

Doch nur einen Augenblick zögerte Heinrich; er begriff, daß er bemerkt worden sei und nur dann Aussicht habe, Näheres über den geheimnißvollen Menschen und seine Absichten in Erfahrung zu bringen, wenn er sich wie ein unbetheiligter, zufällig Vorübergehender benehme.

Er schritt daher weiter, und zwar bis er mit Gewißheit annehmen durfte, aus der Hörweite des Fremden gelangt zu sein. Hastig kehrte er darauf um, und da er des Weges kundig, so vermochte er so leise einherzuschleichen, daß ein ihm

Begegnender ihn kaum eher bemerkt hätte, als bis er mit ihm zusammengeprallt wäre.

Unentdeckt erreichte er die Stelle, von welcher aus er die Gestalt wahrgenommen hatte, und der erste Blick nach dem Giebelfenster überzeugte ihn, wie richtig seine Berechnung gewesen.

Der Mann war nämlich wieder vor das Fenster hingetreten, offenbar aber erst in der letzten Minute, als er den späten Wanderer weit genug glaubte, um von ihm nicht mehr gestört zu werden; denn er beschattete, um seine Augen an die Beleuchtung zu gewöhnen und besser unterscheiden zu können, sein Gesicht von beiden Seiten mit den flachen Händen.

Nachdem er noch einige Minuten in dieser Stellung verharrt hatte, klopfte er leise an die Scheiben.

Augenscheinlich war das Klopfen im Innern des Hauses nicht gehört worden oder man stellte sich, als habe man es nicht gehört, denn nach einer kurzen Pause klopfte er wiederum lauter und länger, aber auch dieses Mal erfolgte keine Antwort.

„Wirst Du endlich ein Lebenszeichen von Dir geben, oder soll ich das ganze Fenster in die Baracke hineindrücken?" rief jetzt eine zornige Männer-

stimme, und zugleich rasselten die in Blei gefaßten Scheiben, als hätte die Drohung wirklich schon ausgeführt werden sollen.

Heinrich vernahm eine klagende Frauenstimme aus dem Innern des Hauses, doch verstand er nicht, was dieselbe sagte. Der Mann vor dem Fenster dagegen schien in Folge der ihm ertheilten Antwort noch ungeduldiger geworden zu sein, denn er rüttelte abermals an den Scheiben, indem er mit dem Ausdrucke gefährlicher Entschlossenheit und Beifügung eines gräßlichen Fluches fragte, ob man ihm gutwillig öffnen oder ihn mit Gewalt eindringen sehen wolle.

Ein erneuter, flehender Klageruf erreichte Heinrich's Ohr; derselbe wurde indessen wieder durch einen Fluch des außen Harrenden übertäubt.

„Weib," rief derselbe mit vor Zorn bebender, aber unterdrückter Stimme aus, „reize mich nicht durch Deinen nutzlosen Widerstand; Du weißt, wozu ich im Stande bin! Oeffne mir die Thür, oder ich zünde Euch die Bude über dem Kopfe an und zeuge schließlich gegen Euch! Oeffne also die Hausthür oder, besser noch, gieb mir den Schlüssel; ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen — oder bildest Du Dir ein, ich sei in diesem Hundewetter gekommen, nur um einen

Liebesblick mit Dir auszutauschen und dann wieder davonzugehen?"

Die letzten Worte sprach er besänftigter, weil er sah, daß man seinen Befehlen Folge leistete. Es wurde wirklich gleich darauf der eine Fensterflügel geöffnet, und Heinrich bemerkte, daß ein hagerer weiblicher Arm den Schlüssel hinausreichte.

„Du versprachst mir ...." begann eine unendlich traurige Stimme, die Heinrich sogleich für die der Frau Merle erkannte.

„Der Satan hat Dir etwas versprochen," fiel der Mann der Unglücklichen in die Rede, „und versprach ich Dir Etwas und finde ich es jetzt für angemessen, mein Versprechen nicht zu halten, so ist das meine, und nicht Deine Sache!"

Die Frau antwortete nicht und schloß das Fenster; der Mann aber schritt eilig nach der Thüre herum. Der Schlüssel klirrte im Schlosse, und gleich darauf ward die Thür von innen wieder verriegelt.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Heinrich auf seinem Posten kaum zu athmen gewagt. Die Ueberzeugung, daß er sich vor den Pforten des Geheimnisses befinde, in welches einzudringen Renate und der Doctor sich schon längst vergeblich

bemüht hatten, ferner das für die arme, verfolgte Frau erwachte Mitleid und eine gewisse Lust an allem Abenteuerlichen — dies Alles hatte schnell den Entschluß in ihm zur Reife gebracht, nicht zu weichen, bevor es ihm gelungen sein würde, Zuverlässiges über das Verhältniß der Frau Merle zu dem zu ihr eingedrungenen Manne zu erfahren.

Die Hausthür hatte sich kaum geschlossen, da war er durch das angelehnte Pförtchen in den kleinen Vorgarten eingetreten, und als er endlich annehmen durfte, daß der Fremde sich in der Kammer bei Mutter und Kind befinde, schlich er behutsam nach derselben Stelle hin, von welcher aus der von ihm Beobachtete kurz vorher durch das Fenster gespäht hatte. Nur vorsichtiger, als jener, ging er dabei zu Werke, indem es ihm wichtiger erschien, Einzelnes von der im Innern geführten Unterhaltung zu vernehmen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, als auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, einen Blick auf das Gesicht des gewaltsam Eingedrungenen zu erhaschen.

Als er vor dem Fenster eintraf, hatte das Gespräch bereits begonnen, denn das, was die Frau sagte, klang wie eine Entgegnung auf die

rauhe Anrede, mit welcher der Mann sie ohne Zweifel begrüßt hatte.

„Willst Du mich durchaus noch unglücklicher machen, wie ich bereits bin?" fragte sie in verzweiflungsvollem Tone, der Heinrich durch die Seele schnitt. „Gönne mir doch das Leben, ich will es ja nicht für mich, sondern nur für unser Kind fristen! Du versprachst mir, Dich nicht mehr um uns zu kümmern, uns unserem Schicksale zu überlassen, und nun bist Du wieder da, um mich zu martern und den letzten Schimmer von Ruhe auf ewig von uns zu verscheuchen!"

„Ich mich nicht um Euch kümmern?" fragte Merle höhnisch. „Ich will mich aber um Euch kümmern, denn ich habe ein Recht dazu, und Euch bringt es Vortheil — sieh' nur her, hier ist ein blankes Goldstück, dafür sollst Du dem Riekchen ein seidenes Kleid kaufen, wie Deine Gräfin kein schöneres hat!"

„Behalte das Sündengeld," entgegnete die Frau mit einem solchen Ausdrucke der Abscheu, daß Heinrich sich unwillkürlich dem Fenster näherte, um einen Blick in die Kammer zu werfen, „meine Hand soll es nicht berühren, meine Tochter soll nicht dafür gekleidet werden, lieber wollen wir Beide wieder betteln gehen!"

Merle stieß ein wildes Lachen aus, und seine Arme über der Brust kreuzend, trat er von dem Lager seiner Frau zurück, wie um dieselbe durch seine drohenden Blicke einzuschüchtern.

Heinrich gewann dadurch Gelegenheit, nicht nur die ganze Scene genauer zu betrachten, sondern auch Merle's Physiognomie kennen zu lernen.

Die Frau lag, mit dem Gesicht der Wand zugekehrt, auf ihrem einfachen Bette, und Heinrich glaubte zu bemerken, daß sie heftig zuckte und unter der Decke verzweiflungsvoll die Hände rang. Riekchen dagegen schlief noch immer fest; die rauhe Stimme und das rücksichtslose Benehmen des Vaters hatten das Kind den Armen des todähnlichen Schlummers nicht zu entreißen vermocht.

Merle nun wieder bot ein ganz anderes Bild, als Heinrich zu sehen erwartet hatte; denn nicht ein zerlumpter Vagabund war es, der mitten in dem Kämmerchen stand und, als hätte er in seine Augen die Zauberkraft einer Schlange legen mögen, auf die verzweifelnde Frau hinstierte, sondern ein mit einem blauen Mantel und Tressenhut bekleideter Kutscher, der, trotz des aus seinem Zeuge triefenden Regenwassers und der von

flüchtigen Hufen herrührenden Spuren morastiger Wege, sich mit seiner herausfordernden Haltung und dem kühn emporgedrehten Schnurrbarte recht stattlich ausnahm.

Anfangs wußte Heinrich nicht, was er von dieser seltsamen Erscheinung denken sollte; doch bald genug überzeugte er sich, daß er einen Gauner der gefährlichsten und verwegensten Art vor sich habe, dem, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bot und seine Leidenschaften entflammt waren, die Ausübung der strafbarsten Verbrechen zugetraut werden durfte.

Als Merle nach längerem Harren einsah, daß seine drohenden Blicke machtlos an der unglücklichen Frau abprallten, trat er dicht an ihr Lager heran, und seine Hand schwer auf ihre Schulter legend, befahl er ihr mit barschen Worten, sich nach ihm umzuwenden.

Die Frau gehorchte mit dem Ausdruck einer Märtyrin.

„Sei verständig, Weib, und betrachte mich!" hob Merle mit feierlichem, aber widerwärtigem Wesen an; „fällt Dir an mir nichts auf?"

„Mein Gott, Du hast einen Dienst angenommen!" rief die Frau laut aus, und indem sie

sich halb emporrichtete, glänzte eine helle Freude aus ihren Augen.

„Ja, Frau, einen Dienst, der mich in den Stand setzt, wie ein großer Herr zu leben."

„Du bist Kutscher geworden? Gott sei es gedankt, daß ich nicht mehr mit Todesangst Deiner zu gedenken brauche!"

„Kutscher, Laufbursche, Vertrauter eines großen Herrn, Alles, was Du willst, bin ich geworden."

„Aber bei wem?"

„So fragt man die Leute aus!" erwiderte Merle hohnlachend. „Einen bestimmten Herrn habe ich nicht, hahaha — ich und einen bestimmten Herrn, der mich wie einen Hund behandeln dürfte! Nein, so tief habe ich mich noch nicht erniedrigt! Heute nur bin ich Kutscher gewesen, heute wie die letzten acht Tage, und dazu noch heimlich Kutscher eines großen Herrn, aber mit einer einzigen Fahrt habe ich mehr verdient, als irgend ein anderer Kutscher der Stadt im ganzen Jahre!"

Bei dieser Kundmachung sank die Frau, wie bis zum Tode erschöpft, mit einem tiefen Seufzer auf ihr Lager zurück.

„Du willst also kein Erbarmen mit mir und

Deinem Kinde haben!" sagte sie so leise, daß Heinrich sie kaum verstand.

„Albernheiten," versetzte Merle; „Du verdienst Deinen Unterhalt auf Deine Art, und ich den meinigen auf meine Art, und wer am besten dabei fährt, ist nicht schwer zu begreifen. Ja, ja, es geht nichts über Protection, und Protection besitze ich in so hohem Grade, daß ich etwas davon auf Dich übertragen kann."

„Ich brauche keine Protection," entgegnete die Frau halb flehend, halb trotzig; „sage nur gleich gerade heraus, was Dich heute wieder zu meinem Unglücke hierhergeführt hat, und wecke das Kind nicht. Ich selbst kann Alles ertragen, aber daß Du das Leben unserer Tochter vergiftest, indem Du sie zu Lug und Trug zwingst, das ertrage ich nicht länger."

„Ich frage Dich nicht, ob Dir an meiner Protection gelegen ist!" rief Merle mit einem so lauten Lachen, daß das Kind in seinem Bettchen erschreckt zusammenfuhr und sich schlaftrunken auf die andere Seite warf. „Ich sage Dir, Du sollst die Protection genießen, Du magst nun wollen oder nicht! Und wird Dir der Anfang auch schwer, so wird es Dir bald genug so leicht

werden, daß Du Dich gern nach mehr derartigen Protectionen sehnst!"

Hier schwieg er, wie um eine Entgegnung seiner Frau abzuwarten. Als diese aber statt aller Antwort nur leise wimmerte und ihre Blicke stier auf die Decke gerichtet hielt, fuhr er wieder fort:

„Ich scheue mich nicht, vertrauensvoll zu Dir zu sprechen — Du hast ja bewiesen, daß Du schweigen kannst — erstens, um Deinen Herrn Ehegemahl nicht in's Zuchthaus zu bringen, wohin Du ihm bald nachfolgen würdest, zweitens, weil ein Wort von Dir Deiner Tochter Todesurtheil unterschreiben hieße. Ich habe also nicht nöthig, Dir noch einmal Vorsicht und Verschwiegenheit einzuprägen. Daß mir das von Dir gestohlene Blatt aus dem Kirchenbuche einen guten Groschen Geld eingetragen hat, weißt Du; womit ich in dieser Nacht eine ganz anständige Summe verdiente, brauchst Du nicht zu wissen, doch theile ich Dir zu Deiner Beruhigung mit, daß das Zurverantwortungziehen meiner armseligen Person auch einen hohen Herrn in Ungelegenheit brächte, und umgekehrt, daß also beide Theile die triftigsten Gründe haben, reinen Mund zu halten. Mit der Begebenheit dieser Nacht ist also nichts mehr zu verdienen, weshalb ich ge-

zwungen bin, etwas zurückzugreifen, um meiner Protection neue Daumschrauben anzulegen, wozu ich indessen Deines Beistandes bedarf."

„Nie, nie, niemals werde ich zu Gunsten Deiner strafwürdigen Gelderpressungen auch nur ein Glied rühren!" rief die Frau schmerzlich aus, und ein Blick der tiefsten Abscheu traf ihren Mann. „Mache mit mir und meinem Kinde, was Du willst, aber zu neuen Schandthaten zwingst Du mich nicht! Ich habe mich einmal im Leben verleiten lassen, und ich büße es schwer!"

„Und dennoch wirst Du mir helfen," lachte der Gauner erzwungen, um nicht seinem Zorne die Oberhand über sich einzuräumen, „und im Grunde dreht sich die ganze Geschichte ja auch nur um Dein erstes Verbrechen, welches noch etwas ausgebeutet werden soll.

„Doch zur Sache. Das Papier gab ich fort; ich gab es für eine lumpige Summe fort, um es hinterher in Flammen aufgehen zu sehen. Ich hätte die doppelte, die dreifache, ja, ich glaube, die vierfache Summe fordern können, und sie wäre mir nicht verweigert worden; doch die Sache ist einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Glücklicher Weise war ich damals

schlau genug, nicht nur meine Dienste für ganz besonders zarte Vorkommenheiten anzubieten, sondern auch den Leuten weiß zu machen, Du, meine mir angetraute Ehehälfte, die einst so geschickt das Blatt aus dem Kirchenbuche entwendete, hast das Zeitliche gesegnet und mir sterbend den Schatz in die Hand gedrückt.

„Meine Absicht ist nun folgende: Da ich für das Papier weit weniger erhielt, als es werth war, dasselbe aber in Folge des Verbrennens selbst für die Finger des geschicktesten Taschenspielers unerreichbar geworden ist, so wirst Du hoffentlich nichts dagegen einwenden, wenn ich Dich an Stelle des Documentes benutze, das heißt, um den Herrn Grafen etwas mit Deiner Person und dem von Dir abzulegenden Geständnisse einzuschüchtern."

„Den Grafen," fragte die Frau entsetzt, „denselben Bösewicht, der mich in's Elend stürzte? Wo hast Du ihn gefunden? Führe ihn nur hierher..."

„Sieh, sieh," spöttelte Merle, „wie eilig Du es plötzlich hast, Du kommst mir ja schon zuvor! Das war es ja eben, was ich wollte; nur möchte ich vorher genau mit Dir verabreden,

was Du ihm mitzutheilen und auf seine etwaigen Fragen zu antworten hast.“

„Das bedarf keiner Verabredung,“ entgegnete die Frau mit einer seltsamen Hast, „ich werde ihn bitten, fußfällig ihn anflehen, das Unrecht zu sühnen, welches vielleicht aus dem von mir begangenen Verbrechen entsprungen ist, und gewährt er mir das, dann, ja dann will ich ruhig sterben, denn lange kann es mit mir doch nicht mehr so fortgehen...“

„Unrecht sühnen?“ rief Merle so laut aus, daß seine Tochter darüber erwachte, sich in ihrem Bettchen aufrecht hinsetzte und, noch halb im Traume und sprachlos vor Schrecken, zu ihm hinüberstarrte. — „Unrecht sühnen?“ wiederholte er noch einmal mit aufsteigendem Zorne. „Hahaha, welch kindlicher Gedanke! Als ob ein Mann, der mich für mein Schweigen hoch bezahlte und noch viel, viel höher bezahlen soll, sich um das Flehen eines alten Weibes kümmern oder auch nur darauf hinhören würde! Gott sei Dank, die Sache ist jetzt so verwickelt, wie sie werden kann! Der Graf kann nicht mehr rückwärts, er muß vorwärts, und hätte er selbst nicht ungeheure Vortheile davon gehabt,

würde er schwerlich das Blatt haben stehlen lassen, noch weniger aber jetzt so bedeutende Opfer bringen, um meine Verschwiegenheit zu erkaufen. Hätte er aber wirklich keine Vortheile davon gehabt, was geht das mich an? Mir ist zu Muthe, wie dem Löwen, der Blut geschmeckt hat; der Graf muß zahlen, gleichviel, ob aus Furcht oder aus Hochmuth, und Dich habe ich zum Mittel auserkoren, einen gehörigen Druck auf ihn auszuüben."

„Nie, nie, und sollte ich auf der Stelle meinen Geist aushauchen!" stöhnte die Frau kaum verständlich.

„Du wirst dennoch meinen Befehlen folgen, oder...." versetzte Merle grimmig, indem er die Fäuste ballte und sich über seine Frau hinneigte.

Diese blieb stumm und starr liegen, ihre Augen mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit auf den Gauner richtend.

Heinrich, von Mitgefühl getrieben, stand im Begriffe, an's Fenster zu klopfen, als ein ängstlicher Ruf des Kindes den vor Wuth halb wahnwitzigen Gauner zur Besinnung brachte.

„Ja, Du wirst nach meinen Vorschriften handeln," wiederholte er zähneknirschend, und mit

erzwungener Ruhe verschränkte er seine Arme über der Brust, „oder ich kümmere mich nicht weiter darum, ob ich uns Alle in's Zuchthaus bringe. Dein Schweigen verkaufe ich, wie ich das Papier verkauft habe, und wehe Dir und Deinem Kinde, wenn Du mir durch ein zur Unzeit gesprochenes Wort den Handel verdirbst! Hast Du mich verstanden?"

„Ich habe Dich verstanden und weiß, was ich zu thun habe," antwortete die Frau mit dem Muthe der Verzweiflung.

Eine Weile stand Merle förmlich starr vor Erstaunen da; eine solche Verwegenheit hatte er der schwachen, leidenden Frau nicht zugetraut. Seine blutunterlaufenen Augen drängten sich aus ihren Höhlen, und wie um einen Gegenstand zu entdecken, an dem er seinen Zorn auslassen könne, wanderten seine Blicke wild in dem engen Raume umher.

Da bemerkte er Riekchen, welche zusammengekauert unter der Decke saß und mit einem sprechenden Ausdrucke von Todesangst des Vaters Benehmen und Bewegungen beobachtete, und ein Blitz des Triumphes flog über sein entstelltes Gesicht.

„Komm!" keuchte er mit heiserer Stimme,

indem er das bebende Kind, welches keinen Ton von sich zu geben wagte, heftig am Arme packte und aus dem Bette riß, und zugleich löste er einen schmalen Riemen, der unter dem Livréemantel seine Kleider zusammenhielt.

„O, schlage mich nicht so sehr!“ wimmerte das Kind leise, auf seine Kniee sinkend.

„Rühre es an, und ich selbst gehe hin, um Dich den Händen der Polizei zu überliefern!“ kreischte die Frau, indem sie Miene machte, sich von ihrem Lager zu erheben.

„So, willst Du?“ fragte Merle, von dem Kinde ablassend und sich mit Unheil verkündender Ruhe seiner Frau zuwendend.

Da klopfte es leise an die Fensterscheiben.

Merle erbleichte und prallte einen Schritt von seiner Frau zurück; kaum wagte er, die Blicke nach der Richtung hinüberzusenden, aus welcher er das Klopfen vernommen hatte.

„Wer kann das sein?“ fragte er plötzlich umgewandelt, denn der Muth, der ihn eben noch Frau und Kind gegenüber beseelte, war vor einem wahren Entsetzen gewichen, welches er darüber empfand, möglichenfalls belauscht worden zu sein.

Das Kind war unterdessen wieder in sein Bett geschlüpft, die Mutter lag da, wie Jemand, dem es vollständig gleichgültig ist, was um ihn her vorgeht, und noch hatte Merle es nicht über sich gewinnen können, sich dem Fenster zu nähern.

Nachdem er eine Weile gelauscht, ohne daß das Klopfen sich erneuert hätte, schien seine Fassung allmählich zurückzukehren. Einen besorgten Blick sandte er durch die Kammer, und dann trat er an das Fenster, seine Stirn, um auszuschauen, fest an die Scheiben drückend.

Doch draußen herrschte die tiefste Finsterniß; seine Blicke drangen keine zwei Fuß weit in die Nacht hinaus.

Wieder verrannen einige Minuten. Seine Hand suchte mechanisch den Fensterriegel, gleich darauf kreischte derselbe leise, und der kleine Fensterflügel schob sich nach innen.

Aengstlich lauschte er. Kein anderer Laut war zu vernehmen, als das melancholische Geräusch, mit welchem der Regen in die Dachrinnen tropfte.

„Ist Jemand da?" fragte endlich der feige Bösewicht, seine Stimme sorgfältig dämpfend.

„Ist Jemand da?" fragte er lauter, indem

er den Oberkörper aus dem Fenster neigte und vorsichtig um sich spähte.

Doch Niemand antwortete und Niemand war zu entdecken, denn Heinrich hatte sich, sobald er durch sein rechtzeitiges Klopfen einem entwürdigenden Auftritte brutaler Rohheit vorgebeugt, bis hinter die Ecke des Hauses zurückgezogen.

„Ich frage, wer hier zur Nachtzeit um ehrlicher Leute Häuser herumschleicht?" fragte Merle nach einer längeren Pause, und zwar mit einer Stimme, die deutlich seine Besorgniß verrieth.

Da schallte ein leiser Pfiff von der Straße herüber.

„Aha!" rief der Gauner erleichterten Herzens aus, und nachdem er in gleicher Weise geantwortet, zog er sich zurück, das Fenster behutsam verriegelnd.

Auch Heinrich hatte das Signal vernommen, welches ohne Zweifel von einem Genossen Merle's herrührte, und er pries sich glücklich, rechtzeitig von dem Fenster fortgetreten zu sein, indem er sonst unbedingt von der Straße aus ebenso beobachtet worden wäre, wie er kurz vorher den Gauner entdeckt hatte.

„Hast Du irgend Etwas mit dem Klopfen zu thun, so magst Du auf Deiner Hut sein," sagte

Merle, indem er sich anschickte, das Gemach zu verlassen; „ich spreche in einigen Tagen wieder vor, bis dahin wirst Du Dir die Sache hoffentlich überlegt haben. Adieu, Riekchen! Wenn Du Jemandem sagst, daß ich hier gewesen, so werfen sie Deinen Vater in's Gefängniß. Ich werde die Hausthür verschließen; stelle Du Dich statt Deiner Mutter an's Fenster und nimm mir den Schlüssel ab."

Mit diesen Worten schlich er aus der Kammer und zum Hause hinaus, und bald darauf trat er auf die Giebelseite desselben, den Schlüssel durch das halbgeöffnete Fenster hineinreichend.

Zwei oder drei Männer waren in seiner Begleitung gekommen, jedoch an der Ecke des Hauses, ihn erwartend, stehen geblieben.

Heinrich, der sich, um einer Entdeckung zu entgehen, dicht an die Mauer gedrückt und niedergelegt hatte, glaubte wenigstens in seiner günstigen Lage, die Gestalten zweier Männer zu entdecken; doch fielen dieselben so sehr mit dem Schatten des Gebäudes zusammen, daß er sie nicht genau unterscheiden konnte.

Als Merle sich den auf ihn Harrenden wieder zugesellte, flüsterten sie eine kurze Zeit sehr eifrig mit einander. Was gesprochen wurde, ging für Heinrich verloren; erst ganz zuletzt drang die

Stimme desselben Mannes, den er in der Kammer beobachtet hatte, wieder bis zu ihm.

„Ich kann mich also fest darauf verlassen, daß Keiner von Euch geklopft hat?" fragte er mit besorgtem Ausdrucke.

„Um zu klopfen, hätten wir uns doch vor allen Dingen im Garten befinden müssen; Du hast entweder geträumt oder ein Glas zu viel getrunken," lautete die von einer andern, tiefen Männerstimme ertheilte Antwort.

„Keins von Beiden," entgegnete Merle ungeduldig, „ich hörte es so genau, wie ich Euch sprechen höre; jedenfalls will ich noch einmal um das Haus herumgehen — stellt Ihr Euch an den Thorweg und gebt Acht, ob Jemand den Garten verläßt."

Indem Merle noch sprach, kam er auch schon wieder auf Heinrich zu, während seine Genossen langsam nach der Gartenpforte hinschritten.

Den jungen Officier, obgleich er nicht unbewaffnet war und jederzeit seinen Mann stand, beschlich dennoch ein unheimliches Gefühl, als Merle ihn fast mit den Füßen streifte und er der Möglichkeit gedachte, von den Gaunern überwältigt zu werden. Er schmiegte sich daher so dicht, wie nur immer möglich, an die Fundament-

mauer des Hauses an und nicht eher bewegte er sich von der Stelle, als bis er vernahm, daß die Gartenpforte hinter den sich entfernenden Vagabunden zufiel. —

Merle hatte kaum das enge Schlafgemach verlassen, da sprang seine Frau von ihrem Lager, und nachdem sie hastig das Nachtlämpchen ausgelöscht, eilte sie an's Fenster.

Sie hörte deutlich, daß Merle mit anderen Männern fast unter ihrem Fenster zusammentraf, sie sah ihn vorbeischreiten und vernahm, wie derselbe mit seinen Genossen den Garten verließ, und ein neuer Schrecken drohte, ihr das Bewußtsein zu rauben, als abermals eine dicht verhüllte Gestalt vor dem Fenster vorüberglitt und demnächst der Gartenpforte zuschlich.

„Sie sind ihm auf der Spur," seufzte sie, indem sie nach ihrem Lager zurückschwankte, „sie werden ihn verfolgen und inmitten der Ausübung einer schmachvollen Handlung festnehmen, und er — er ist der Vater meiner armen, gebrandmarkten Tochter!"

Von solchen Gedanken gefoltert, wand sie sich schlaflos anf ihrem Lager.

Sie dachte daran, sich vertrauensvoll an den gütigen Arzt und dessen freundliche Gefährtin

zu wenden und Hülfe und Schutz von ihnen zu erflehen; aber immer wieder kam sie davon zurück.

„Er ist Dein Gatte, der Vater Deines Kindes!" tönte es ihr sausend in den Ohren. „Er ist Dein Gatte, der Vater Deines Kindes!" hallte es gellend in ihrem Innern nach.

15.

Das Complot.

Als Heinrich Bergmann sich zuerst auf seinen Posten begeben hatte, dachte er fast nur an die Ueberraschung seines Onkels und die Freude Renatens, daß es ihm gelungen sei, endlich einen Faden zu finden, der, ohne die Hülfe der Gerichtsbarkeit in Anspruch zu nehmen, zu immer neuen Aufklärungen bestehender Geheimnisse führen mußte. Je länger er aber lauschte und je mehr er einen Einblick in das verderbliche Gewebe gewann, mit welchem die unglückliche Frau umstrickt war, in um so höherem Grade wuchs auch seine Theilnahme für deren durch die Mitleidenschaft ihrer Tochter noch verdoppelte Qualen, so daß er zuletzt nur noch von dem Gefühle: „zu rathen und zu helfen," beseelt war.

Wie dies zu ermöglichen sei, war ihm zwar noch ein Räthsel; denn er hatte ja nur gerade so viel vernommen, wie erforderlich war, seine Spannung zu erhöhen, das dringende Verlangen in ihm anzuregen, mehr zu erfahren und dadurch einen klareren Begriff von den Verhältnissen zu gewinnen, in welche ohne Zweifel außer der unglücklichen Mutter auch noch andere Menschen verwickelt waren; allein es hinderte ihn ja nichts, die gemachten Entdeckungen auf eigene Hand weiter auszubeuten. Er beschloß daher, vorläufig allein zu handeln und dann erst den Doctor und Renate von seinem Verfahren in Kenntniß zu setzen, wenn er den Weg zur vollständigen Aufklärung der augenscheinlich weittragenden Geheimnisse geebnet haben würde.

Daß aber Geheimnisse von großer Tragweite vorlagen, erkannte er schon nach den ersten zwischen den beiden Gatten gewechselten Worten; und seine auftauchenden Vermuthungen erhielten die sicherste Bestätigung durch die Verkleidung des Gauners und durch dessen Prahlen mit dem reichen Lohne für eine einzige nächtliche Fahrt.

Die Erwähnung eines Grafen setzte ihn in Erstaunen. Anfangs glaubte er, daß diese Be-

zeichnung nur ein scherzhafter Beiname für irgend eine Persönlichkeit aus Merle's näherem Umgangskreise sei; doch er überzeugte sich bald vom Gegentheil.

Das Gespräch über das entwendete Document, welcher Art es auch immer sein mochte, verstand er leichter. Er brachte es in Zusammenhang mit den Mittheilungen, welche ihm der Doctor über seinen ersten Besuch bei der kranken Frau und deren laut geäußerten Wunsch, ein Geheimniß zu enthüllen, gemacht hatte. Das betreffende Papier war allerdings, nach Merle's Aussage, vernichtet worden; dagegen ging aus seinen weiteren Aeußerungen hervor, das seine Frau im Stande sei, das vernichtete Papier durch ihre Aussagen zu ersetzen.

Es handelte sich also vorzugsweise darum, diese zum Sprechen zu bewegen — jedenfalls die schwierigste Aufgabe, weil sie für Leben und Gesundheit ihres Kindes fürchtete.

Dies erwägend, beschloß er, die Gesellschaft der verdächtigen Männer so lange, wie nur irgend thunlich, in den Augen zu behalten; er hoffte zuversichtlich, daß ihm dadurch noch andere Fäden in die Hand gespielt würden, von denen weitere Enthüllungen zu erwarten standen. —

Die vier Gauner hatten den Garten kaum verlassen, da schlich Heinrich nach dem Pförtchen hin, um sich vor Allem Kenntniß von der Richtung zu verschaffen, welche dieselben einschlagen würden.

Die schweren Tritte und lauten Stimmen davonschreitender Männer drangen aus einiger Entfernung zu ihm herüber, und schon stand er im Begriff, seine Hand an die Thürklinke zu legen, als ein leises Husten auf der andern Seite des Bretterzaunes ihn stutzen machte.

Dasselbe kam von dem einen Ende der Umzäunung her und wurde sogleich auf dem andern Ende in derselben Weise beantwortet.

„Wäre ein Fremder im Garten gewesen, hätte er ihn jetzt gewiß längst verlassen; das Fensterklopfen wird Dir wohl geträumt haben," sagte der, welcher zuletzt gehustet hatte, mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Komm, laß uns gehen; der Teufel mag bei dem Hundewetter hier Wache halten!"

„Ich glaube selbst, daß ich mich verhörte," entgegnete Merle eben so gedämpft, indem er dem Gefährten langsam entgegenschritt und endlich gerade neben der Pforte mit ihm zusammentraf, wodurch Beide sich keine zwei Schritte weit

von dem überraschten Officier befanden. „Aber weißt Du, Bruder," fuhr Merle darauf noch leiser fort, „mir war weniger darum zu thun, hier zu lauern, als ein Wort mit Dir im Vertrauen zu sprechen; ich gebrauchte die Finte, um die Beiden zu entfernen."

Merle's Genosse lachte verstohlen.

„Schlau genug ausgedacht hast Du's," versetzte er sodann; „aber sie werden nicht ohne uns davongehen, Du siehst, sie stehen unter der Laterne und warten auf uns."

„So lange wir hier Wache halten, werden sie nicht ungeduldig, 's gilt ja der allgemeinen Sicherheit, und was ich Dir mitzutheilen habe, sind nur ein paar Worte."

„Wohl über das Kind?"

„Ganz richtig; in dieser Nacht ist der Spaß endlich gelungen...."

„Ich weiß es schon."

„Was Teufel, wer hat Dir das verrathen?"

„Sehr einfach: ich wünschte zu erfahren, wie es abgelaufen sei, und trieb mich in der Nachbarschaft von Deines Grafen Ställen umher. Ich sah Dich vom Bocke steigen und hörte, wie Du mit dem Ausdrucke eines verkleideten vornehmen

Herrn zu dem dienstfertigen Stallknechte sagtest: „Morgen werde ich die Pferde nicht gebrauchen; grüße Deinen Herrn!“ Da Du die Richtung nach dem Thore einschlugst, vermuthete ich, Du würdest Deiner Frau einen Besuch abstatten, und holte die Kameraden herbei, um Dich abzufassen; das ist die ganze Begebenheit.“

„Hättest sie lieber nicht mitbringen sollen; da es aber einmal geschehen ist, schadet's nicht weiter. Ich habe einen Plan, bei welchen ich ihres Beistandes ebenfalls bedarf.“

„Hast Du Geld?“

„Geld im Ueberfluß; aber warum?“

„Weil wir nicht gern umsonst arbeiten.“

„Keine Noth; wir Alle werden verdienen, wir Beide aber am meisten. Wir müssen nämlich das gestohlene Kind auf alle Fälle und unter jeder Bedingung in unsern Besitz bringen. Wo wir es am besten verbergen, weiß ich noch nicht; wohl aber weiß ich, daß die Leute, welche es mit so viel Aufwand an Geld und Zeit nach der Stadt hereinholten, uns Goldberge geben, wenn wir es ihnen wieder verschaffen; Du verstehst mich wohl: nach einigen vergeblichen und sehr kostspieligen Versuchen wieder verschaffen.“

„Ich verstehe ganz genau; was aber wird die Polizei sagen? Du weißt, die ist nicht gut auf uns zu sprechen."

„Die Polizei erhält keine Ahnung davon; und selbst wenn wir betroffen würden, hätten wir kaum etwas zu befürchten, indem vornehme Herrschaften mit in die Geschichte verwickelt sind."

„Nun und weiter?"

„Ich kann Dir jetzt nur einen flüchtigen Bericht über meinen Plan geben; derselbe wird aber ausreichen, Dich etwas bekannt mit der Lage des Hauses zu machen — wir gehen nämlich jetzt auf dem nächsten Wege dahin — und das Uebrige können wir im Laufe des Tages besprechen. Bist Du je im Hause der schönen Rosalie gewesen?"

„Nein — obwohl ich sie in früheren Jahren zuweilen gesehen habe, würde ich sie jetzt kaum noch wieder erkennen; sie soll ihr Glück gemacht haben."

„Ein fabelhaftes Glück, doch das ist Nebensache; jedenfalls wird sie Dich nicht kennen, wenn Du als vornehmer Junker ihr Haus betrittst, um — nun, um eine Flasche Rheinwein zu trinken, denn Branntwein giebt es dort nicht. Unter ihrer Obhut befindet sich das entführte

Mädchen, und ehe noch die Nacht hereinbricht, hoffe ich durch Bekannte die Stube oder Kammer ausfindig gemacht zu haben, in welcher das Kind untergebracht worden ist. Deine Aufgabe soll es dann sein, das Kind heimlich aus dem Hause zu schaffen, und haben wir es erst auf der Straße, können wir es hinbringen, wohin wir wollen."

„Gutwillig?"

„Ganz gutwillig, verlaß Dich darauf; ich kenne ein Mittelchen, welches nicht fehlschlägt, nämlich die Namen der Leute, denen wir es entführt haben und zu welchen es für sein Leben gern zurückgebracht werden möchte — aber zwischen zwölf und zwei Uhr in der nächsten Nacht muß es geschehen."

„Warum so bald? Laß es doch erst warm werden in dem neuen Neste."

„Nein, nein, das geht nicht; gelingt es uns nicht in den nächsten drei Tagen, so mögen wir immerhin von ferneren Versuchen abstehen."

„Weshalb?"

„Einestheils erwartet man in den nächsten Tagen am allerwenigsten eine neue Entführung," entgegnete Merle mit Entschiedenheit, „und dann dürfen wir des Kindes Schmerz um seine Bauers-

leute nicht unbenutzt vorübergehen und erkalten lassen. Hättest nur hören sollen, wie es nach seinen Bauersleuten schrie und jammerte; einen Stein konnte es erbarmen."

Ein Pfiff von dem Ende der Gasse her, wo die beiden anderen Gauner noch immer unter der Laterne standen, machte Merle verstummen.

„Wahrhaftig, sie werden ungeduldig," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, indem er sich mit seinem Gefährten langsam in Bewegung setzten, „nun, Du kennst jetzt die Hauptsachen. Merke nur auf jedes Wort, welches ich vor dem Hause zu Dir spreche, und richte Dich vorläufig schon immer zu morgen Abend, oder vielmehr heute Abend, ein und....."

Was Merle weiter sprach, verstand Heinrich nicht mehr, denn mit beschleunigter Eile schritten die beiden Gauner ihren Genossen zu.

Heinrich blickte über die Einfriedigung den sich Entfernenden nach, allein nicht eher öffnete er die Pforte, als bis er sich überzeugt hatte, daß vier Personen aus dem Scheine der Laterne nach dem Stadtthore zu um die Straßenecke herumgebogen waren. Dann aber trat er aus dem Gärtchen auf die finstere Gasse hinaus, und

flüchtigen Schrittes begab er sich nach der nunmehr wieder vereinsamten Laterne hin.

Als er bei derselben eintraf, hatten die Gauner gerade so viel Vorsprung vor ihm, wie nöthig war, ihnen unbeobachtet folgen zu können und sie dabei nicht aus den Augen zu verlieren. So gelangte er mit ihnen durch das Thor, und zu welch weiten Umwegen die vier gefährlichen Genossen sich auch bequemten, und wie unabänderlich der feine Regen niedersank, er folgte ihnen auf Schritt und Tritt nach.

Mit der Annäherung des Morgens verstärkte sich auch der Wind, und schwerer wurden die Tropfen, die von dem Luftzuge prasselnd gegen die Fensterscheiben geschleudert wurden. Laut plätscherte es in den Gossen; die Dachrinnen und Röhren ertönten wie alte, gesprungene und verstimmte Instrumente, und dazu kreischte hin und wieder ein Wetterhahn oder ein blechernes altmodisches Schild, welches, von einer langen, mit barocken Schnörkeln und Arabesken verzierten eisernen Stange fahnenartig niederhängend, die Embleme irgend eines Gewerkes zur Schau trug und das Haus als eine ehrbare Herberge bezeichnete.

Ohnmächtig flackerten und kämpften die Flam-

men in den Laternen gegen die mit mörderischen Absichten zu ihnen eindringende Zugluft; indem die verkümmerte Beleuchtung in steter Verwandlung begriffen war, tanzten die Schatten der Laternenpfosten, bald sich über die ganze Breite der Straße hin ausdehnend, bald zu einem kleinen Cirkel zusammenschrumpfend.

Aber auch die Schatten in den Fenstervertiefungen und hoch oben an den Dachgesimsen verwandelten sich beständig, nur daß dort der Contrast zwischen Licht und Schatten, theils durch die größere Entfernung, theils durch den niederströmenden Regen, mehr abgestumpft wurde.

Die Fenster selbst sahen aus wie große Augen, und wenn die Gasflammen zeitweise so recht herzlich flackerten, dann schien es, als ob die ganzen Häuser zitterten und bebten vor lauter Nässe und Kälte, während sie mit ihren großen Augen, wie vor Uebermüdung, verschlafen blinzelten und dabei doch nicht zur Ruhe kommen konnten.

Die Wächter dagegen verstanden es besser; die hatten ihre Schafspelze dicht um sich zusammengeschnürt und sich auf die Treppenstufen der überbauten Thorwege zurückgezogen, wo sie weder der Regen, noch die verrätherisch flackernde Beleuchtung traf, und wo das Kreischen der Wetter-

fahnen und Herbergsschilder und das Sausen und Brausen des niederströmenden Wassers sie traulich in den Schlaf lullten. Ließen sich aber Fußtritte vernehmen und eilten vermummte Gestalten bei ihnen vorüber, gleichviel, ob verdächtige Erscheinungen oder ehrliche Menschen, dann klirrten sie mechanisch mit den Schlüsseln, damit man nicht vergesse, daß es auch Wächter der öffentlichen Sicherheit gebe und man sich hüten möge, deren Aufmerksamkeit durch nächtlichen Unfug auf sich zu lenken; und dann, wenn sie mit dem Schlüsselbunde geklirrt hatten, schliefen sie im Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung, ruhig weiter, ohne dabei zu blinzeln, wie die Fenster, oder zu schaudern, wie die armen, nassen Häuser.

Sie schliefen sanft und ruhig, wie die Tausende und aber Tausende von Menschen, die so merkwürdig in den fünf- und sechsstöckigen Häusern vertheilt waren und, Jeder auf seine Art, sich behaglich und wohnlich eingerichtet hatten, im feuchten Keller wie im stattlichen Parterre, in den glänzenden Mittelstockwerken wie hoch oben unter der Dachfirst, wo sie den Vortheil genossen, dem Himmel um so näher zu sein und das Prasseln des Regens und das Kreischen der Wetterfahnen aus erster Hand zu haben.

Und dennoch schliefen nicht alle Menschen; denn wären die vier Gauner nicht in so ernste Gespräche vertieft gewesen, oder hätte Heinrich seine Blicke hin und wieder von den Gaunern abwenden mögen, dann wäre diesem wie jenen gewiß nicht entgangen, daß die dunkeln Fensterreihen zuweilen von gedämpftem, melancholischem Lichtschimmer unterbrochen wurden; und wo der Lichtschimmer in geringem Umkreise in die schwarze Regennacht hinausdrang, da schliefen die Menschen gewiß nicht alle. Da kämpfte vielleicht ein Kranker vergeblich gegen wilde Fieberphantasien, blickten thränende Augen schmerzerfüllt auf das im Tode erstarrende Antlitz eines theuren Angehörigen, oder lauschte mit Entzücken ein junges Mutterherz auf die süßen Töne eines die weite, große Welt unwirsch begrüßenden neuen Erdenbürgers.

So waren vertheilt in jedem Hause, freilich nach menschlichen Begriffen oft genug ungerecht vertheilt, des Lebens Freuden und des Lebens Leiden, ohne daß sich Einer viel um die Gefühle des Andern gekümmert hätte: Hier ein Sterbelager, dort ein mit Karten und Geld bedeckter und von abgespannten, übernächtigen Gesichtern umgebener Tisch; hier eine funkelnagelneue, seit

Kurzem erst schaukelnde Wiege, dort leere Flaschen, gläserne Blicke und unsichere, schwankende Bewegungen. Doch ob in Schmerz und Trauer versenkt, oder erfüllt von süßem Entzücken, ob bestürmt von den Dämonen der Goldgier und der Habsucht, ob schwelgend in künstlich erzeugter wonniger Laune, oder wandernd im unbegrenzten Reiche der Träume: Für alle Menschen war es Nacht, für alle, ohne Unterschied des Ranges und der Geburt, strömte der Regen nieder und fegte der Wind durch die nassen, vereinsamten Straßen, daß die beweglichen Wetterhähne sich auf ihren luftigen Sitzen munter um sich selbst drehten, die alten Herbergsfahnen sich fast überschlugen und die Gasflammen häufig nur noch dürftigen, phosphorisch leuchtenden Irrlichtern ähnlich sahen.

Hu, das war eine wilde, grausige Nacht! Immer heftiger strömte der Regen nieder, immer toller tobte der Sturm; es war eine Nacht, wie geschaffen für das heimlich einherschleichende Verbrechen.

Die vier Gauner freuten sich, und indem sie ihre Schritte beschleunigten, wünschten sie, daß die folgende Nacht eben so günstig sein möchte.

Heinrich dagegen freute sich, daß sich jene nicht nach ihm umschauten und an nichts weniger

dachten, als bei solchem Wetter verfolgt und beobachtet zu werden. —

Nach Verlauf einer halben Stunde und nachdem manche Straße und manche Nebengasse durchwandert worden war, bogen die vier voraufschreitenden Genossen in eine Straße ein, welche gewissermaßen die Verbindung zwischen einem vorzugsweise vom Geschäftsverkehr belebten Stadttheile und mehreren umfangreichen öffentlichen Plätzen bildete.

Als Heinrich ebenfalls diese Straße erreichte und um die Ecke herumtrat, bemerkte er, daß jene kaum hundert Schritte weit vor ihm stehen geblieben waren und, wie er im Scheine einer nahen Laterne zu erkennen glaubte, ein großes, stattliches Haus prüfend betrachteten.

Zur Umkehr war es zu spät, denn er mußte darauf rechnen, daß die an die größte Wachsamkeit gewöhnten Männer ihn bemerkt hatten und seine Bewegungen mißtrauisch beobachteten. Er beschloß daher, den eingeschlagenen Weg ruhig zu verfolgen und im Vorbeigehen die Lage des Hauses seinem Gedächtnisse einzuprägen. Es mußte dasselbe sein, dessen Merle in seiner Unterhaltung mit dem Genossen erwähnt hatte.

Durch seine sicheren Bewegungen verscheuchte

er leicht den plötzlich erwachten Argwohn, doch zählte er, um ganz sicher zu gehen, die Schritte bis zu dem bezeichneten Hause. Er brauchte in Folge dessen das Gebäude nicht genauer zu betrachten, und den Kragen seines Mantels höher emporziehend, eilte er mit der von dem Wetter gleichsam gebotenen Hast vorüber.

Die Gauner beachteten ihn kaum; sie waren in eine Gruppe zusammengetreten und unterhielten sich, wie Leute, die eben im Begriffe stehen, sich von einander zu trennen.

Bevor Heinrich die Straße verließ, blickte er noch einmal verstohlen zurück. Die Gauner befanden sich noch immer auf derselben Stelle; es unterlag also kaum einem Zweifel, daß jenes das Haus war, auf welches der verabredete Anschlag unternommen werden sollte.

Der Morgen rückte näher, in manchen Wohnungen begannen die Leute sich zu regen. Der junge Officier betrachtete daher seine Aufgabe für diese Nacht als beendigt und schlug ohne weiteren Zeitverlust den Weg nach Hause ein.

16.

Die treuen Rathschläge.

Trotz des schlechten Wetters hatte Doctor Bergmann früher als gewöhnlich zum Zweck seiner Krankenbesuche seinen Wagen anspannen lassen. Er wünschte im Laufe des Tages ein Stündchen zu erübrigen, um bei der Gräfin Renate, sehr wichtiger Mittheilungen wegen, vorzusprechen und gleichsam sein Herz zu erleichtern.

Er befand sich nämlich in einer außerordentlichen Aufregung, denn sein Neffe hatte ihm Merle's Besuch bei der unglücklichen Frau geschildert und ihm sogar alle Worte, die zwischen den beiden Gatten gewechselt worden waren, genau wiederholt. Das, was später zwischen Merle und seinen Gefährten verabredet worden, hatte Heinrich wohlweislich verschwiegen, obgleich er

nicht bezweifelte, daß die Entführung des Kindes in naher Beziehung zu denselben Personen stehe, auf deren Veranlassung das geheimnißvolle Document entwendet und verbrannt worden war. Mußte er doch befürchten, daß der leidenschaftliche alte Herr in seiner ersten Aufregung gerade vor das Haus der sogenannten Marquise vorfuhr, mit Gewalt bei ihr eindrang und sie unter Androhung aller nur denkbaren Maßregeln aufforderte, das in ihren Händen befindliche und unrechtlicher Weise zurückgehaltene Kind herauszugeben, um hinterher verhöhnt oder auch, unter Hinweisung auf das Hausrecht, sogar selbst mit polizeilichen Maßregeln bedroht zu werden.

Uebrigens hatte der gute, menschenfreundliche Doctor an der Mitwissenschaft der neusten Entdeckungen bereits genug zu tragen, um sich keiner ruhigen Minute mehr zu erfreuen, und mit ganzem Herzen sehnte er sich danach, Renate von Allem in Kenntniß zu setzen, was ihren gemeinschaftlichen Schützling betreffe und was sein „braver, umsichtiger und warmherziger Neffe mit so viel Scharfsinn auszuforschen verstanden habe."

Zu seinem größten Verdruß traf er indessen die Gräfin nicht zu Hause. Es blieb ihm daher nur übrig, Renate's Dienerin streng aufzutragen,

daß er ihre Gebieterin in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche, und zwar in der nächsten Zeit; doch versäumte er, wie so häufig geschah, die Zeit und den Ort ihrer herbeizuführenden Zusammenkunft genauer zu bestimmen.

Er fuhr also unverrichteter Sache nach Hause. Aber auch Heinrich war zu seinem Aerger nicht anwesend, und vergeblich suchte seine sorgsame Gattin ihn zu beruhigen, indem sie darauf hinwies, daß der junge Mann wahrscheinlich wieder auf neue Entdeckungen in der bewußten Angelegenheit ausgegangen sei.

Er blieb dabei: der junge Brausekopf würde Alles verderben, wenn ihm sein väterlicher Rath und seine gediegene Erfahrung und Besonnenheit nicht zur Seite ständen; Renate müsse in Folge dessen eine noch schlechtere Meinung von ihm fassen, wie sie leider schon habe; er selbst aber würde sich hüten, ein einziges Wort zu des leichtsinnigen Burschen Gunsten zu sprechen.

Die Frau Doctor lächelte zu diesen furchtbaren Drohungen, vermied indessen eben so sorgfältig, auf die Seite des jungen Officiers zu treten, wodurch der Sturm noch um ein Erhebliches verstärkt worden wäre, wie ihrem gestrengen Herrn Gemahl beizupflichten, in welchem Falle

er seinen „ausgezeichneten Neffen" in Schutz genommen und das ganze Ungewitter gegen sie selbst gerichtet hätte, um schließlich wieder von der Frau Doctor über irgend eine kleine Unordnung in seiner Studirstube oder an seinem Anzug in's Verhör genommen und zurecht gewiesen zu werden.

So standen also die Sachen im Hause des Doctors Bergmann: recht viel Geräusch und im Grunde lauter Liebe und Wohlwollen, gerade umgekehrt, wie bei Herrn Seim, dem hochgeachteten und vortrefflichen Vater und Vorsteher der Anstalt für verwaiste und verwahrloste Kinder.

Ja, Herr Seim befand sich an jenem Morgen ebenfalls nicht in der besten Stimmung, allein das hätte ihm kein Mensch, und wäre er wer weiß wie scharfsichtig gewesen, angemerkt. Im Gegentheil, wer ihn so beobachtet hätte, wie auf seinen glatten Zügen ein noch erhöhter Ausdruck von Wohlwollen ruhte, wie seine Augen so milde und freundlich umherlugten und jede Gelegenheit erspähten, hier Jemandem vertraulich zuzunicken, dort wieder tändelnd sich auf einige Secunden vorwurfsvoll zu schließen; wer ihn beobachtet hätte, wie er, im Bewußtsein eines reinen Gewissens und einer unerschütterlichen Gerechtig-

keitsliebe, das runde, etwas zurückgeschraubte Kinn so anmuthig auf der weißen, sorgfältig angelegten Halsbinde rieb, und wie er schmunzelte, wenn ein gewandter Seitenblick sein einnehmendes Spiegelbild traf; wie er sein graues, gelocktes Haar mit der flachen Hand aus alter Gewohnheit etwas fester an das edel geformte Haupt anpreßte, und wie er endlich gar den bei ihm Eintretenden mit einem unvergleichlich wohlthuenden Lächeln und vor Innigkeit kaum verständlichen: „Gott grüße Sie!“ oder „Gott erhalte Sie!“ die Hand drückte, der hätte nicht geahnt, daß unter diesem anziehenden Aeußern ein Vulcan glühte, den er nur mit Aufbietung seiner ungetheilten frommen Willenskraft vor einem verheerenden Ausbruche zu bewahren vermochte.

Ja, ein Vulcan, arbeitete in der tiefen Brust des milden, rechtschaffenen Waisen-Vorstehers, und wohl hatte er Ursache, mit sich selbst zu hadern, weil es ihm endlich einmal wieder nicht ganz gelungen war, allen Menschen zu gleicher Zeit so recht zur Freude und zum Gefallen zu leben.

Doch wie hätte der so weichherzige Herr Seim es anders machen sollen? Er hatte nur Eine Seele, nur Einen Körper und nur Ein Herz,

welches leider nur zu warm, zu leidenschaftlich für alles Gute und Edle schlug!

Die Frau Geheime Commissionsräthin hatte an ihn geschrieben; „hatte sie doch geschrieben einen langen und vorwurfsvollen Brief, in welchem sie aussprach ihre tiefe Entrüstung darüber, daß die Namen eitler Krämerseelen ihren Weg gefunden in der Annonce gerade unter den ihrigen und den Namen ihrer angebeteten Tochter, wogegen die Gräfin Clotilde in der Liste der Wohlthätigkeits-Vereins-Mitglieder ganz obenan stand in einer Reihe für sich, als ob sie mehr wäre, wie andere Leute. Und drohte die Frau Geheime Commissionsräthin mit ihrem gerechten Zorne und daß sie entziehen würde dem ganzen Waisenhause ihre Protection und dem Herrn Vorsteher ihre besondere Theilnahme, im Falle ihr nicht glänzende Genugthuung würde bei nächster Gelegenheit."

Ein solcher Brief, ein solches Verkennen seiner redlichen Absichten mußte den rechtschaffenen Herrn Seim natürlich auf's tiefste kränken, und zu verwundern war es nicht, daß er, als seine Tochter sich ihm liebevoll näherte und ihn zärtlich nach der Ursache seines verhaltenen, von ihr aber mit seltenem Scharfblicke erkannten Schmerzes

fragte, sich abwendete und, eine Thräne in den Augen zerdrückend, mit einem Seitenblicke auf sein Spiegelbild ernst und dumpf hervorpreßte:

„Es ist christlicher, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Ja, das brachte er mühsam hervor, und zwar mit einem Ausdrucke, daß sein harmloses Töchterchen in ihrer Verzweiflung sich nicht zu helfen wußte und ihn mit rührender Naivetät auf das Frühstück vertröstete und auf das schöne Leibgericht, mit welchem sie ihren lieben, einzigen Papa wieder zu überraschen gedachte.

O, der rechtschaffene Herr Seim hätte ja ein Herz von Granit haben müssen, wenn dasselbe bei so vielen Beweisen treuer Liebe und Hingebung nicht förmlich zerflossen wäre. Und in der That, als er vor dreißig und mehreren Jahren das holde Töchterlein zum ersten Mal auf seinen väterlichen Armen wiegte, konnte sein Stolz, sein Entzücken nicht größer gewesen sein, das allen guten Regungen so zugängliche Herz dem lieben Kinde nicht wärmer, nicht hoffnungsreicher entgegengeschlagen haben, als jetzt, da dasselbe liebe Kind sich so ängstlich besorgt um des herzigen Papas Wohlbefinden zeigte.

Herr Seim vermochte denn auch wirklich nicht zu widerstehen; es kostete ihm zwar einige Mühe, allein das offene, wohlwollende Lächeln kehrte doch endlich wieder auf sein einnehmendes Antlitz zurück, mochte es immerhin in seiner Brust stürmen und toben und er den schwersten aller Kämpfe gegen die finsteren Dämonen des Zornes durchzuringen haben.

Der brave, rechtschaffene Herr Seim, an diesem gesegneten Regentage sollte der Brief der sittlich entrüsteten Frau Geheime Commissionsräthin nicht der einzige Verdruß, oder vielleicht richtiger bezeichnet: Kummer sein, der seinem biedern Herzen bestimmt war.

Seine Stube war nämlich eben leer geworden von Leuten der Anstalt, die seinen „unmaßgeblichen Rath" in Anspruch zu nehmen wünschten — strenges Auftreten und scharfes Befehlen lag nicht in Herrn Seim's Charakter — und er stand eben im Begriff, nachdem er mit Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand leise über seine Lippen gefahren, nach seiner Taschenuhr zu sehen, um zu berechnen, wie lange er noch Zeit habe, bis er seinem Töchterchen, dem närrischen, eigenwilligen Dinge, den Willen thun und in die Hinterstube kommen müsse, als es leise klopfte.

Auf sein zerstreutes „Herein!“ öffnete sich die Thür, und in die Stube traten Reichart und seine Schwester Marie, jedoch sehr bescheiden neben der Thür stehen bleibend.

Sie fürchteten den guten Herrn Seim zu stören, denn dieser stand bei ihrem Eintreten etwas seitwärts vom Spiegel und hatte sich so sehr in das Durchblättern eines Rechnungs-Folianten vertieft, daß die ganze übrige Welt für ihn zum mindesten auf dem Monde zu liegen schien.

Nach Verlauf von etwa zwei Minuten verirrten sich seine Blicke zufällig in den Spiegel, in welchem er die Thür bewachen konnte; kaum aber gewahrte er Reichart, dessen Besuch er längst vorhergesehen hatte, so warf er den Folianten auf den Tisch, und hastig auf den Bauern zuschreitend, streckte er ihm mit freudiger Ueberraschung beide Hände entgegen.

„Mein lieber, guter Reichart!“ rief er aus, was verschafft mir die Ehre — und eine Ehre ist es, wenn man Besuch von braven, fleißigen Landleuten erhält — Sie schon in aller Frühe bei mir zu sehen?“

„Herr Seim sind beschäftigt,“ entgegnete Rei-

hart gedrückt und traurig, „wenn es den Herrn jetzt stört, können wir ja wiederkommen."

„Liebe Kinder, wie oft soll ich wiederholen, daß Ihr mich nie stört," versetzte Herr Seim innig, indem er Reichart's Hände kräftig schüttelte, „Ihr wißt ja ein= für allemal: meine Zeit und meine schwachen Kräfte gehören meinen Mitmenschen; wohl eine Verwandte von Ihnen?" schloß er fragend, als er bemerkte, daß Reichart einen bedeutungsvollen Blick mit Marie wechselte, der zu besagen schien: „Du siehst es selbst, mit welch' rechtschaffenem Manne wir hier zu thun haben."

„Meine Schwester, Herr Seim," antwortete der Büdner, während Marie sich leicht und in einer Weise verneigte, die kaum im Einklange mit ihrer schlichten Kleidung stand und Herrn Seim sichtbar befremdete.

„Ah, Ihre Schwester?" erwiderte dieser darauf, das Mädchen aufmerksam von der Seite betrachtend; „Sie scheinen verlegen zu sein, mein liebes Kind," wendete er sich darauf an Marie, seine weiße, wohlgepflegte Hand ausstreckend, als hätte er ihr die Wangen streichen wollen, so daß diese erröthend einen Schritt zurückwich, „ängstigen Sie sich indessen nicht, mein liebes

Kind, wir Stadtleute sind nicht besser, als die guten, fleißigen Bauern, und blicken Sie auf mich, als wenn ich Ihr Vater wäre — und in der That, ich bin ja beinahe alt genug, um Ihr Vater sein zu können, nicht wahr, mein lieber Reichart?" und dem Bauern wiederum die biedere Rechte hinhaltend, machte er väterlich lächelnd einen neuen Versuch, mit seiner linken Hand Mariens sammetweiche Wange zu berühren, der indessen, wie das erste Mal, vollkommen mißlang.

„Sie sind ein braves, achtungswerthes Mädchen, und ich würde stolz sein, Sie meine Tochter nennen zu dürfen," bemerkte Herr Seim, indem er sein Kinn feierlich zurückschraubte und die Augen einige Secunden schloß, denn in Mariens Blicken, die auf ihn gerichtet waren, lag Etwas, das ihm eine gewisse Scheu einflößte; „aber liebe Kinder, ich lese in Euren Seelen, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte; Ihr seid verstimmt, traurig und wünscht meinen Rath. Das ist recht von Euch, sehr recht, es soll mir eine große Freude sein, Euch meinen Beistand zuzuwenden; sprecht nur immer gerade heraus, sucht nicht nach städtischen Ausdrücken, ich verstehe Alles, höre sogar gern Eure einfache und

ungeschminkte Redeweise; also schüttet nur immerhin Eure Herzen vertrauensvoll vor mir aus — aber mein Gott, wo hatte ich meine Gedanken? Tretet näher, liebe Leute, nehmt Platz, man spricht freier und leichter, wenn der Körper sich ruht," und mit schwebenden Schritten an den runden Tisch eilend, schob er Stühle für Reichart und seine Schwester hin, worauf er einen dritten für sich den beiden ersten so gegenüberstellte, daß sein Gesicht im Schatten blieb, das durch die Fenster eindringende Licht dagegen voll auf die Züge seines Besuches fiel.

Reichart kam der Aufforderung mit einer gewissen Verlegenheit nach, die Herr Seim, trotz seines Zutrauen erweckenden Wesens, nicht ganz zu verscheuchen vermochte. Marie hingegen, obwohl zögernd, folgte dem Beispiel ihres Bruders in einer Weise, die zu Herrn Seim's neuer Verwunderung deutlich bekundete, daß ihre Umgebung ihr nichts weniger, als Scheu einflößte und sie eben nur an die Ursache dachte, die sie dorthin geführt hatte.

Nachdem alle Drei sich niedergesetzt, wartete Reichart nicht darauf, daß Herr Seim die Unterhaltung eröffnete, sondern, den vom Regen genäßten Hut zwischen den Händen drehend

und die Blicke fest auf den Hut gerichtet, begann er:

„Herr Seim, vor ungefähr drei Monaten ist ein Kind, ein kleines Mädchen aus Ihrer Anstalt verschwunden?“

„Leider, leider, mein guter Reichart; o, es war eine harte Zeit für mich!“ antwortete Herr Seim, und seine Stimme bebte vor innerer Erregung, „warum aber erinnern Sie mich an den harten Schlag? Ja, ja, unser Lieschen ist auf unerklärliche Weise verschwunden, und gerade meinen Liebling mußte es betreffen; Sie glauben nicht, wie mir das Kind an's Herz gewachsen war.“

Reichart warf, trotz seiner gedrückten Stimmung, Marie einen triumphirenden Blick zu, diese aber hielt ihre Augen so ernst und sinnend auf den Vorsteher gerichtet, daß derselbe kaum wagte, sich mit seinen Worten an sie zu wenden.

„Wir bringen Nachricht von dem Kinde,“ fuhr Reichart fort, nachdem Herr Seim seine Gedanken wieder gesammelt hatte, denn die Erinnerung an Lieschen hatte förmlich niederschmetternd auf den rechtschaffenen und weichherzigen Mann eingewirkt.

„Von Lieschen, von meinem Lieblinge?“ rief

Herr Seim, von seinen Gefühlen überwältigt, aus, indem er sich vornüber neigte und mit Wärme Reichart's schwielige Hände ergriff. „O, wie danke ich Ihnen, mein lieber, guter Freund, für diese Nachricht — aber schnell, das Kind lebt doch? Es ist doch gesund? Sagen Sie mir nur das, ehe Sie mit Ihrem Berichte fortfahren!"

„Gestern Abend war das Kind noch gesund und munter; ob es aber jetzt noch so ist, das ist mehr, als ich sagen kann," antwortete Reichart.

„Dann müssen Sie es ja gesehen haben — wie hängt das zusammen? Wenn es gestern Abend noch gesund war, warum sollte es heute nicht eben so sein?"

„Weil ich nicht weiß, wo es geblieben ist, weil man mir das gute Kind gestohlen hat!" erwiderte Reichart zähneknirschend und seinen nassen Hut zusammenpressend, daß mehrere Tropfen Regenwasser vor ihm auf den weißgescheuerten Fußboden fielen.

„Gestohlen?" fuhr Herr Seim entsetzt empor, indem er sich halb von seinem Stuhle erhob, aber sogleich wieder zurücksank. „Wenn man Ihnen das Kind geraubt hat, muß es sich

nothwendiger Weise in Ihrem Hause befunden haben."

„Es hat sich auch in meinem Hause befunden, und zwar schon seit drei Monaten..."

„Mann, und Sie haben mir keine Anzeige davon gemacht, haben mich alle Qualen einer schrecklichen Ungewißheit empfinden lassen, während es in Ihrer Macht lag, mich auf einmal von aller Angst und Sorge zu befreien! O, Reichart, Reichart, Sie haben nicht edel, nicht christlich an mir gehandelt! Doch ich verzeihe Ihnen, denn Sie konnten nicht ahnen, in welch trauriger Stimmung ich seither lebte."

Hier schloß Herr Seim die Augen, und als er sie wieder öffnete, rollte aus jedem Augenwinkel eine mächtige Thräne über seine vollen Wangen. Er schämte sich indessen dieser Thränen nicht, denn sie kamen aus einem überfließenden Herzen; aber sein weißes Taschentuch zog er hervor, und behutsam entfernte er die Spuren der krystallklaren Thautropfen, bevor dieselben auf sein sorgfältig gefälteltes Hemde niedersanken.

„Herr Seim," begann Reichart wieder in entschuldigendem Tone, „wir hatten unser einziges Töchterchen verloren, und weil Ihr Lieschen wie ein von Gott gesendeter Bote unter unser

Bayerische Staatsbibliothek München

Dach gekommen war, so beschlossen wir, dasselbe an Kindesstatt anzunehmen."

„Edle, brave Leute!" murmelte Herr Seim, halb zu Marien gewendet; doch kehrte er sich schnell wieder ab, sobald er bemerkte, daß die großen, wunderbar schönen Augen noch immer mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke tiefer Seelenqual und Besorgniß auf ihn gerichtet waren.

„Ja, Herr Seim, das haben wir gethan," wiederholte Reichart, „und die Nachricht von der Rettung des armen Kindes haben wir Ihnen nur deshalb nicht überbracht, weil wir fürchteten, dasselbe könne wieder von uns genommen werden. Dann glaubten wir auch, wir hätten ein Recht an das Kind, weil es ohne unser Eintreffen elendiglich zu Grunde gegangen wäre."

„Ein heiliges Recht hattet Ihr an das Kind," versetzte Herr Seim innig, und sein glattes Kinn rieb sich sanft auf der blendend weißen Halsbinde, „nur mehr Vertrauen hättet Ihr haben und mir wenigstens den Thatbestand anzeigen müssen, und obwohl ich mich nur ungern von der Kleinen trenne, die bereits als hülfloses Kind in unserer Anstalt eine liebevolle Aufnahme

fand, hätte ich es doch durchgesetzt, daß sie bei Ihnen geblieben wäre."

„Herr Seim, wer konnte das wissen?" entgegnete Reichart zerknirscht; „wir sind gewiß zu entschuldigen, und wenn das Kind sich wiederfindet, ist es vielleicht noch nicht zu spät, derartige Einrichtungen zu treffen."

„Ich fürchte, es ist zu spät," nahm Herr Seim mit einem theilnahmvollen Kopfschütteln das Wort, „ich habe meine triftigen Gründe, dergleichen befürchten zu müssen; aber beruhigt Euch, meine lieben Kinder, was in meinen schwachen Kräften steht, das soll geschehen, Eure Wünsche der Erfüllung entgegenzuführen — ich verspreche es Euch, hier ist meine Hand darauf."

Reichart drückte die dargebotene Hand kräftig; Marie aber beobachtete unausgesetzt den Vorsteher mit einem Gemisch von Argwohn und Hoffnung. Ihr hatte er nicht die Hand gereicht; er scheute sich offenbar, in die großen, melancholischen Augen zu blicken.

„Wenn das Kind nur erst wieder da wäre," fuhr Herr Seim nach kurzem Sinnen fort; „Ihr sagt, es sei gestohlen, doch gebrauchen wir lieber den passenden Ausdruck: entführt. Es läßt sich daher beim besten Willen nicht eher etwas

beginnen, bis wir genau wissen, wo das arme kleine Wesen hingebracht worden ist. Leider dürfen wir bei unseren Forschungen nicht offen zu Werke gehen; denn bedenkt, meine theuren Freunde — ach, es ist schrecklich! — im Strafgesetzbuch steht ein Paragraph, der von Kinderraub handelt, und man geht jetzt sogar so weit, die geheime Zurückhaltung eines Kindes mit dem grausigen Namen Kinderraub zu bezeichnen. O, es ist himmelschreiend, daß die beste, die lobenswertheste und menschenfreundlichste Handlung auf solche Art ausgelegt werden kann, und lieber verlöre ich ja mein Leben, als daß ich Zeuge davon sein möchte, wie Euer Edelmuth einen so schlechten Lohn fände!"

Hier schwieg Herr Seim eine Weile, um zu beobachten, welchen Eindruck seine wohlmeinenden Worte auf Reichart ausübten.

Dieser war denn auch wirklich ganz bleich und verstört geworden, indem er der Möglichkeit gedachte, daß er, der noch nie in seinem Leben mit den Gerichten zu thun gehabt, in einen Proceß verwickelt werden könne.

Des Bauers Schwester ließ Herr Seim, wie im Eifer des Gesprächs, unbeachtet, er würde sonst vielleicht bemerkt haben, daß der Ausdruck

des Zweifels auf den schönen, regelmäßigen Zügen immer hervortretender wurde und statt der Furcht vor einer etwaigen gerichtlichen Verfolgung sich mehr eine Anwandlung von Entrüstung geltend machte.

„Also vor allen Dingen die größte Verschwiegenheit und Vorsicht, liebe Kinder," nahm Herr Seim seine treuen Rathschläge wieder auf, „wirken wir vereint im Stillen, und bei meiner ausgebreiteten, ich darf wohl sagen, einflußreichen Bekanntschaft gelingt es mir am Ende dennoch, das Unmögliche möglich zu machen, wenn auch vorläufig nur in so weit, daß ich Euch über das Schicksal des von uns Allen so heiß geliebten Kindes beruhige. Nur ein recht klares Bild müßt Ihr mir von allen Vorgängen machen, damit ich einen Erfolg versprechenden Plan entwerfen und einen Entschluß fassen kann. Schildert mir genau, mit kurzen Worten, Euren ganzen Verkehr mit dem Kinde von dem Augenblicke an, in welchem Ihr es fandet, bis zu der unfreiwilligen Trennung."

Reichart sah eine Weile sinnend auf den zerknitterten Hut in seinen Händen, und nachdem er noch einmal tief aufgeseufzt, begann er in

seiner einfachen, doch etwas weitschweifigen Weise zu erzählen.

Er schilderte den Schneesturm und den bedenklichen Zustand Lieschens, als sie dasselbe in der Schonung auffanden, er gedachte des eigenen todten Kindes und der Freude, als sie sich plötzlich im Besitze eines neuen Lieschens sahen. Er beschrieb, wie die Kleine sich an sie Alle vertrauensvoll angeschmiegt und sich ihre Liebe in so hohem Grade erworben habe; wie sie unter der sorgfältigen Pflege überraschend schnell an Körper und Geist gewachsen sei und wie ihr die Bauernkleider so prächtig gestanden hätten. Er folgte ihr gleichsam auf Schritt und Tritt nach, auf den Hühnerhof, in die Viehställe, in den noch winterlich wüsten Garten und in die trauliche Spinnstube. Wohin er sich aber im Geiste auch wenden mochte, überall fand er Etwas zu erwähnen und zu loben an dem lieben, schwarzlockigen Kinde mit dem frommen Herzen und dem unschuldigen, heitern Auge. Während er sprach, bebte seine Stimme oft leise, als wenn er einer Gestorbenen gedacht hätte, und über Mariens Wangen rollte zuweilen eine Thräne; sonst gab diese kein äußeres Zeichen der Trauer kund. Ihre Blicke hingen wie gebannt an Herrn Seim's Zügen,

als ob sie aus denselben seine Gedanken habe herauslesen, den Ernst und die Wahrheit seiner Worte danach berechnen wollen.

Herr Seim dagegen hatte den Arm auf den Tischrand und das graugelockte Haupt schwer auf die Hand gestützt.

Man sah ihm an, die Erzählung des Bauers ergriff ihn tief, und mehrfach war er gezwungen, zum Schutze des fein gefältelten Chemisets das Taschentuch an die in mildem, wehmüthigem Glanze strahlenden Augen zu bringen.

Man sah es ihm an, er hätte noch lange den Herzensergüssen des schlichten Landmannes zuhören können, ohne das flüchtige Enteilen der Zeit zu bemerken. Selbst als das von tausend Löckchen umflossene Haupt seines Töchterchens sich zur Thür hereinschob und eine schäkernde Stimme den lieben Papa fragte, ob er noch lange beschäftigt sein werde, hob Herr Seim, wie abwehrend, die weiße Hand mit schmachtender Geberde empor, um seinen Wunsch zu erkennen zu geben, daß er in seiner Unterhaltung mit den biederen Leuten nicht gestört zu werden wünsche.

Er achtete nicht darauf, daß das liebe, einzige Kind, nachdem es Marien schelmisch zugenickt, die Thür wieder geräuschlos zudrückte, noch we-

niger beachtete er, daß gleich darauf eine zweite Thür krachend in's Schloß flog, als ob sie durch den hinterlistigen Luftzug den schwachen Händen des davoneilenden, eigenwilligen Kindes entrissen worden wäre.

Ja, der rechtschaffene Herr Seim war ganz Ohr, und nur selten drehte sich sein stattliches Haupt in der weißen Halsbinde, als ob ihm dieselbe in Folge der auf ihn einstürmenden Gefühle zu eng geworden wäre, eine Vorsichtsmaßregel, die, hätte er sich dem Bauern allein gegenüber befunden, kaum nothwendig gewesen, aber in Mariens Gegenwart, deren seltsame Blicke sich gar nicht von ihm abwenden wollten, ihm durchaus angemessen erschien. Ueberhaupt störte das fremde, schöne Mädchen, er wußte selbst nicht, warum, seinen Ideengang in hohem Grade, und er suchte unwillkürlich, ebenfalls ohne zu wissen, warum, einen möglichst guten Eindruck bei derselben zu hinterlassen.

Als Reichart damit geendigt, daß am vorhergehenden Abend Lieschen plötzlich verschwunden sei sie die ganze Nacht hindurch unter Todesängsten nach ihrem Lieblinge geforscht hätten und nun gekommen wären, um sich zu erkundigen, ob Herr Seim vielleicht das Kind wieder in die Anstalt

habe zurückbringen lassen, blieb dieser noch eine Weile, anscheinend mit den ernstesten Gedanken beschäftigt, in der alten Stellung sitzen. Als er dann endlich emporschaute, da zeigte er ein Antlitz, so rein, so wohlwollend, als wenn seine Brust die Wohnung des wahren, himmlischen Friedens gewesen wäre und er nur die einzige Aufgabe, die hadernde Menschheit unter einander auszusöhnen, gekannt habe.

„Mir trauen Sie zu, daß ich im Stande wäre, Ihnen einen so herben Schmerz zu bereiten?" fragte er mit einem milden Vorwurfe im Tone seiner Stimme. „Mir, der ich selbst kennen gelernt habe, was es heißt, ein theures Mitglied der Familie — ich betrachte ja die Kinder dieser Anstalt als meine Familie — zu verlieren? Aber ich vergebe Ihnen den Verdacht von Herzen, um der Besorgniß willen, die Sie augenscheinlich um die unschuldige Kleine gehegt haben und noch hegen.

„Nein, meine lieben Freunde, bis zu Eurem Eintritte habe ich nicht eine Silbe über unsern gemeinschaftlichen Liebling erfahren; ich wußte nicht, ob er noch lebte oder der Tod seine kalte Hand unbarmherzig nach ihm ausgestreckt habe. Gottlob, die kleine Dulderin lebt noch, und wenn ich die von Ihnen eben mitgetheilten näheren

Umstände der heimlichen Entführung mit Dem vergleiche, was mir selbst in dieser traurigen Zeit widerfahren ist, dann glaube ich zu errathen, auf wessen Veranlassung das Kind von Ihnen fortgenommen wurde.

„Vor einiger Zeit, es mag wohl vier Wochen her sein, kam eine vornehm gekleidete Dame in diese Anstalt, um sich nach einem Kinde zu erkundigen, dessen Beschreibung genau auf Lieschen's Person und auf die Art paßte, auf welche es in unsere Hände gelangte. Ich befand mich damals in der traurigen Lage, der Fremden nur einen herben Aufschluß ertheilen zu können, und noch immer steht mir der unsägliche Schmerz vor Augen, mit welchem die Aermste sich entfernte. Nur eine Mutter vermag so zu trauern, wie jene Fremde, als sie den Hof verließ. Ich hörte nie wieder von ihr; aber das Mutterauge sieht scharf, und keinen Augenblick bezweifle ich, daß es jener Mutter doch endlich gelungen ist, ihre Tochter aufzufinden, und daß sie dieselbe heimlich entführte, eben so wohl um kein Aufsehen zu erregen, wie auch denjenigen, die ihr Kind so lieb gewonnen hatten, den Schmerz des Abschiedes zu ersparen. Und wohl scheint die Mutter gewußt zu haben, daß Ihr guten Leute aus Rücksicht für

Euch selbst nicht die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf das Ereigniß hinlenken würdet; ja, ja, so wird es, so muß es gewesen sein!"

Reichart seufzte bei diesen Mittheilungen schmerzlich auf und blickte, fortwährend seinen Hut zerknitternd, vor sich auf den Fußboden. Mariens Antlitz dagegen war belebter geworden, ihre Augensterne schienen sich erweitert zu haben, und forschender war der Ausdruck, mit welchem sie das Mienenspiel des Vorstehers bewachte.

„Verzeihen Sie, Herr Seim, ich begreife das nicht recht," sagte sie endlich ruhig und mit einer so sichern Ueberlegung im Tone ihrer wohlklingenden Stimme, daß jener unwillkürlich mit der ihm eigenthümlichen schnellen Zuvorkommenheit sich ihr zuneigte, im nächsten Augenblicke aber, sobald seine Blicke Mariens bäuerliches Gewand streiften, sich mit väterlich herablassendem Wohlwollen wieder zurücklehnte.

„Ich glaube wohl, mein liebes Kind, daß Sie dergleichen Dinge nicht verstehen," hob er an, seine Augen auf einige Secunden bedächtig schließend und mit den flachen Händen die glänzenden grauen Haare sorgfältig an seinen Kopf anpressend; „wollte Gott, auch ich verstände nichts davon, hätte nicht nöthig, etwas davon zu verstehen;

aber leider bin ich gezwungen, mich auch mit derartigen Vorkommenheiten vertraut zu machen. In diesem Augenblicke gereichen Ihnen übrigens meine Erfahrungen zum — Segen will ich gerade nicht sagen, jedoch zum Vortheile, zum Glücke. Bedenkt nur, meine theuren Freunde, wenn die Sache ruchbar würde, wie übel das für Euch ablaufen könnte! Ich glaube, ich selbst verlöre mein letztes Bißchen Ruhe, müßte ich mir sagen, daß Ihr durch Eure Menschenfreundlichkeit Ungemach für Euch heraufbeschworen hättet. O, es wäre traurig, sehr traurig! Allein das Gesetz will seinen Gang haben und ich kann daher nur den aufrichtigen, treuen Rath ertheilen, über die Sache das strengste Stillschweigen zu bewahren."

„Und wir sollen die letzte Hoffnung auf die Wiedererlangung des Kindes aufgeben?" fragte Marie wiederum zweifelnd.

„Gott bewahre," antwortete Herr Seim schnell mit einer anmuthigen, abwehrenden Bewegung, und seine sonst so glatte Stirn runzelte sich leicht, während um seine zierlichen Lippen ein aufmunterndes Lächeln spielte; „nein, meine lieben Kinder. Schenkt mir nur Euer volles Vertrauen; gestattet mir, für Euch zu denken und zu handeln,

und ich glaube, mit gutem Gewissen versprechen zu dürfen, daß Ihr, gelingt es mir, den Aufenthaltsort Lieschen's zu entdecken — was ich bei meiner ausgebreiteten und sehr einflußreichen Bekanntschaft kaum bezweifle —, wieder mit dem lieben Kinde, wenn auch in einen zeitweise unterbrochenen Verkehr treten sollt. Aber Vorsicht, die größte Vorsicht ist geboten. Von meiner Seite, als Mitwisser Eures Geheimnisses, ist allerdings nichts zu befürchten; ich würde lieber das Schlimmste über mich ergehen lassen, ehe ich ein Wort darüber verlauten ließe, in wie naher Beziehung die Sache auch zu meiner Anstalt stehen mag. Doch sagt, wie ist es Euch möglich gewesen, das Kind vor den übrigen Dorfbewohnern so lange zu verheimlichen?"

„Wir haben es nicht verheimlicht, Herr Seim," antwortete Reichart hastig; „alle Leute kannten das Kind und waren ihm gut. Ich hatte nur die Vorsicht gebraucht, es für die Tochter eines Verwandten auszugeben, die ich nach dem Tode meiner eigenen Tochter an Kindesstatt angenommen, und Niemand setzte das geringste Mißtrauen in meine Worte."

„Unvorsichtig, sehr unvorsichtig habt Ihr gehandelt," entgegnete Herr Seim, nachdem er,

wie um einen Blick in die tiefste Tiefe der eigenen Brust zu werfen, die Augen einige Secunden geschlossen hatte; „ja, sehr unvorsichtig habt Ihr gehandelt — ich würde es an Eurer Stelle wahrscheinlich auch so gemacht haben — indem die Gerichtsbarkeit in Eurem Verfahren leicht eine absichtliche Täuschung Behufs ungehöriger, sträflicher Verheimlichung eines fremden Kindes findet und ihre Anklage darauf hin ohne Zweifel noch viel schärfer und nachdrücklicher einleitet."

„Wir hatten die besten Absichten — ich verstehe mich indessen nicht darauf, rathen Sie mir daher, geehrtester, lieber Herr Seim, wie ich mich zu verhalten habe," bat Reichart mit einer Aengstlichkeit, die in seltsamem Widerspruche zu Mariens ernster Ruhe stand.

Der Vorsteher reckte seinen Hals mit dem Ausdrucke der Biederkeit etwas länger aus, strich mit dem Kinn leise über den oberen Rand der weißen Halsbinde und schloß die Augen wieder.

„Lieber Reichart," rief er plötzlich aus, dem Bauern wiederum beide Hände darreichend, wobei ein verstohlener Seitenblick Mariens forschende Augen streifte, „wie danke ich Ihnen für das mir bewiesene offene Vertrauen! Möge Gott mich erleuchten, daß ich Ihnen einen treuen

Rath ertheile — und wirklich, die Sache liegt jetzt so klar vor mir, daß ich nicht den leisesten Zweifel über das Ihnen vorzuschreibende Verhalten empfinde; vor Allem aber eröffnen Sie mir: Weiß außer Ihnen noch Jemand im Dorfe um Lieschen's Verschwinden?"

„Nein, bis jetzt noch nicht; wir haben wohl hier und da gefragt, allein die Wahrheit ahnt Niemand. Wir befürchteten, daß dies zu Erkundigungen führen würde, in Folge deren das Kind unwiederbringlich für uns verloren gewesen wäre."

„Das hat Ihnen ein guter Gott eingegeben, mein lieber Reichart, es ist also noch nichts verloren," versetzte Herr Seim triumphirend. „Sie können nämlich, wenn Sie heimkehren, auf glaubwürdige Weise behaupten, daß Sie Ihrem Bruder seine Tochter zurückgebracht hätten, und Niemand wird Sie weiter mit Fragen belästigen. Ja ja, so geht es am besten; Sie kommen nicht in Ungelegenheit, und ich wieder kann unter der Hand um so eifriger Nachforschungen anstellen, mit deren Erfolg Sie dann jedesmal bekannt gemacht werden sollen. Doch ich wiederhole, mein lieber Reichart, bei Ihrer Anhänglichkeit an das Kind, bei meinem eigenen

lebhaften Wunsche, daß die patriarchalische Ruhe Ihrer Häuslichkeit nicht durch traurige Zwischenfälle gestört werden möge, beschwöre ich Sie, behalten Sie das gefährliche Geheimniß für sich und lassen Sie selbst Ihre besten Freunde nicht die Wahrheit ahnen. Und nun, mein lieber Freund, muß ich Ihnen leider Lebewohl sagen, so gern ich mich auch länger mit Ihnen unterhielte. Es warten meiner dringende Geschäfte, und dann hoffe ich auch, Sie recht bald wieder bei mir zu sehen, und auch Sie, mein gutes Kind."

Mit diesen Worten und einem herzlichen, Zutrauen erweckenden Lächeln auf dem rechtschaffenen Antlitze erhob sich der Vorsteher, welchem Beispiele Reichart und Marie augenblicklich folgten; Reichart, um sich zu verabschieden, Marie dagegen, um einen Schritt näher zu dem Vorsteher heranzutreten.

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Seim?" fragte sie mit einem Anstande, der, fern von jeder Ziererei, doch einen weit höheren Grad von Bildung verrieth, als man in dem äußerlich einfachen Mädchen vermuthet hätte.

„Gewiß, mein liebes — Kind," antwortete Herr Seim, der kaum noch im Stande war, sein

Befremden mit einem väterlich herablassenden Wesen zu umhüllen. „Ich bin ja in der Welt, um zu rathen und zu helfen, wo sich nur immer die Gelegenheit dazu darbietet.“

„Meine Frage betrifft noch einmal das Kind, welches auf so unerklärliche Weise von uns genommen wurde: Waren Sie stets zufrieden mit Lieschen — ich meine, hatten Sie nicht häufig Veranlassung, über deren Führung recht bittere Klagen zu führen?“

Bei dieser unerwarteten Frage flog eine leichte Wolke über Herrn Seim's wohlwollende Züge. Er wußte nicht recht, wie er dieselbe beantworten sollte, und zum ersten Male blickte er Marie schärfer in die Augen, um aus denselben herauszulesen, welche Auskunft ihr wohl am sicherssten und angemessensten zu ertheilen sei.

Es war nämlich eine schwache Seite des Herrn Seim, daß er alle Leute gern zufriedenstellte und, je nachdem er die einzelnen Personen beurtheilte, seine Antworten und Erklärungen nach deren muthmaßlicher Gemüthsstimmung und ihren Wünschen abmaß und die Farben milder oder greller auftrug.

Was Marie zu vernehmen wünschte, begriff er sehr wohl; dagegen ließ er auch nicht unbe=

rücksichtigt, daß allzu große Lobpreisungen des kleinen Flüchtlings kaum mit den von Lieschen herrührenden Berichten im Einklange stehen dürften, und dazu hatte Marie etwas so Liebevolles, Achtung Gebietendes und Ueberlegendes in ihrem ganzen Auftreten, daß er glaubte, mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen zu müssen.

„Sie fragen mich nach der Aufführung des Kindes," versetzte Herr Seim theilnahmvoll, jedes Wort, um Zeit zu gewinnen, langsam betonend und gleichsam aus der Tiefe seines Herzens emporwindend. „Jedem Andern, wie Ihnen, mein liebes Kind, würde ich sagen: des Mädchens Betragen war jederzeit musterhaft, und nur eine krankhafte Idee hat es zu der unseligen Flucht verleitet. Ihnen dagegen, die Sie das Kind so tief in Ihr Herz eingeschlossen zu haben scheinen, bin ich Wahrheit, die lautere, reine Wahrheit schuldig: Unser Lieschen war immer ein gutes, liebes Kind. Wie alle Kinder, besaß auch Lieschen einige Unarten; vor anderen Kindern aber zeichnete sie sich dadurch aus, daß sie nach einer milden Strafe jedesmal den betreffenden Fehler ablegte. In den ersten Jahren hegte ich oft Zweifel, ob es mir gelingen würde, ihren Charakter förmlich umzubilden. Ich mußte sogar

zuweilen zu ernster Strenge meine Zuflucht nehmen; dafür aber hatte ich auch die große Genugthuung, mein Werk vom besten Erfolge gekrönt zu sehen — doch wozu hebe ich dies noch besonders hervor? Sie haben unser Lieschen kennen gelernt und wissen daher eben so gut, wie ich, daß ein guter Kern in ihr steckt und die Zeit und weise Zucht Wunder an ihr bewirken müssen."

Marie zögerte, als ob ihr weitere Erkundigungen, vielleicht Betreffs Lieschen's Redlichkeit, auf den Lippen geschwebt hätten; sie mochte indessen das Nutzlose solcher Fragen einsehen, denn indem sie sich leicht verneigte, brachte sie nur die Worte: „Ich danke!" hervor.

Ueber ihr gutes Antlitz aber hatte sich ein Ausdruck tiefer Traurigkeit ausgebreitet, denn aus Herrn Seim's zuvorkommendem Wesen und seinen einschmeichelnden Worten war ihr klar geworden, daß sie das Kind, ihr Lieschen, ihre einzige Herzensfreude, nie wieder in ihre Arme schließen sollte. Sie sah weiter, als ihr Bruder, der dem Vorsteher beim Scheiden noch einmal in schlichter Weise seinen Dank für das ihm erwiesene Wohlwollen aussprach. Sie sah weiter, deshalb wendete sie sich schweigend und ohne

Herrn Seim die Hand zu reichen der Thür zu, und als sie auf die Vorflur hinausschritt, da entquoll Thräne auf Thräne ihren treuen, redlichen Augen.

„Gott erhalte Sie!" rief Herr Seim den sich Entfernenden inbrünstig nach; die Thür schloß sich, und Herr Seim war wieder allein.

Einen Augenblick blieb er horchend an der Thüre stehend; er vernahm aber nichts mehr.

„Ein schönes Mädchen," murmelte er dann, mit der weißen, feinen Hand wohlgefällig über sein glattes Kinn streichend und demnächst den sein Haupt umgebenden Lockenkranz durch vorsichtiges Tupfen und Klopfen etwas höher emportollend — „wirklich ein sehr schönes Bauermädchen, und dabei einen so hübschen Anstand! Hm, nur zu klug scheint sie mir zu sein und zu gefühlvoll — pah, als wenn Bauern andere, nachhaltige Gefühle, als für körperliche Schmerzen haben könnten!"

So sprechend, warf er einen Blick auf den Vorhof, wo Reichart und dessen Schwester langsam der Pforte zuschritten.

Nachdem er etwa eine Minute vor dem Spiegel geweilt und durch äußerst gewandtes Schrauben der Augäpfel und des Kopfes eine recht zu-

friedenstellende Aussicht auf sein einnehmendes Profil gewonnen, entfernte er sich hastig durch die gegenüberliegende Thür, um nicht durch allzu langes Warten dem aufmerksamen Töchterchen die Freude der ihm zugedachten Ueberraschung zu verderben.

17.

Die beiden Briefe.

Hätte Herr Seim nur noch zwei Minuten nach der Straße hinausgespäht, so würde ihm sein Leibgericht gewiß lange nicht so vortrefflich gemundet haben. Es war also recht gut, daß er sich beeilte, um so mehr, als das Frühstück seine Hauptmahlzeit war — er speiste mit edler Selbstverläugnung grundsätzlich mit seinen Pflegebefohlenen aus demselben Kessel und in derselben Halle zu Mittag — und die Ueberwachung des lieben, kleinen Völkchens ihm kaum Zeit genug ließ, auf seinen Teller blicken zu können.

Reichart und seine Schwester waren nämlich eben auf die Straße getreten, als ein leichter, mit zwei edlen Pferden bespannter Wagen dicht vor ihnen anhielt und gleich darauf durch den

von einem Diener geöffneten Kutschenschlag das von der Frühluft zart geröthete Antlitz der Gräfin Renate zu ihnen herüberblickte.

Reichart und Marie blieben stehen, einestheils, um der Gräfin, im Falle dieselbe aussstiege, nicht den Weg zu vertreten, dann aber auch fesselte sie der Ausdruck des holden Gesichts, welches so heiter und unschuldig in die Welt hinausschaute, in so hohem Grade, daß Beide sich gar nicht von dem Anblicke losreißen konnten und wie unbewußt höflich grüßten.

Die Gräfin dankte freundlich, und da sie das Geschwisterpaar durch die Pforte hatte treten sehen, so fragte sie mit ihrem lieblichsten Lächeln, ob sie bei Herrn Seim gewesen wären.

Reichart antwortete bejahend, fügte aber hinzu, daß Herr Seim sehr dringend beschäftigt sei.

„Nun, dann will ich ihn nicht stören," wendete Renate sich an ihren Diener. „Tragen Sie nur das Paket hinein, geben Sie es beim Portier ab und sagen Sie weiter nichts, als es käme von einer Freundin der Kleinen, die ebenfalls mutterlos sei."

Der Diener entfernte sich mit dem Pakete, und jetzt erst wendete Renate ihre Aufmersamkeit wieder Reichart und namentlich dessen Schwe-

ster zu, die sich eben an dem Wagen vorbeidrängen wollten. Dabei mußte ihr der kummervolle Ausdruck in Mariens Antlitz auffallen, vielleicht auch deren Schönheit, denn indem sie sich aus dem Wagenschlage lehnte, redete sie dieselbe an.

„Sie haben gewiß einen kleinen Angehörigen besucht?" fragte sich liebreich. „Ich hoffe, Sie haben ihn gesund und munter gefunden."

„Wir vermutheten, eine lieb e Angehörige hier zu treffen, allein wir sahen uns in unseren Hoffnungen bitter getäuscht," antwortete Marie mit freundlicher Bescheidenheit, und die Erinnerung an Lieschen trieb ihr von Neuem Thränen in die Augen.

„So ist sie bis vor Kurzem in der Anstalt gewesen, wenn ich recht verstehe?" fragte Renate theilnehmend.

„Sie befand sich bis vor drei Monaten in diesem Hause, dann....." Hier stockte Marie verlegen; sie wußte nicht, ob sie fortfahren solle oder nicht. Ein Blick in Renatens Augen überzeugte sie indessen schnell, daß sie frei und offen sprechen dürfe, doch ehe sie noch begonnen, kam ihr jene zuvor.

„Mein Gott, drei Monate sagen Sie?" rief

Renate überraſcht aus. „Sie ſtehen doch nicht etwa in Beziehung zu dem unglücklichen Mädchen, welches vor drei Monaten aus dieſer Anſtalt entwich?“

„Gerade jenes unglückliche Mädchen iſt es, welches wir ſuchen; meine Beſorgniß um daſſelbe kennt keine Grenzen, wir haben es ſo ſehr, ſehr liebgewonnen.“

„Und dennoch ſoll es Herrn Seim ſo vielen Kummer und Sorge durch Halsſtarrigkeit und noch üblere Gewohnheiten verurſacht haben — aber verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nicht wehe thun — ich war unbedachtſam — Kinder handeln wie Kinder, und von einem eilfjährigen Mädchen kann man nicht verlangen, daß es in allen Fällen das Recht vom Unrecht unterſcheide.“

„Aber in Fällen, wie diejenigen, welche gegen unſer armes Lieschen vorlagen, kann man, darf man, muß man ſogar verlangen, daß ein eilfjähriges Kind richtig urtheilt,“ entgegnete Marie eifrig, und die Erinnerung an Herrn Seim's Doppelzüngigkeit trieb ihr die Röthe der Entrüſtung bis in die Schläfen hinauf. „Ich weiß, gnädiges Fräulein, was Sie unter den noch übleren Gewohnheiten verſtehen; ich weiß aber auch, daß Alles Verleumdung, bittere, ſchänd-

liche Verleumdung gewesen! Lieschen besitzt ein reines, unverdorbenes Gemüth, eine so innige Anhänglichkeit und einen so weit über ihre Jahre hinausreichenden Begriff von Dankbarkeit, daß es mir unerklärlich ist, wie man einem solch guten Kinde auf bloßen Verdacht hin überhaupt hart begegnen konnte."

„Komm, Marie, laß uns gehen," flüsterte Reichart ängstlich, denn er gedachte der Warnungen des Vorstehers.

„Ja, wir wollen gehen," entgegnete Marie ruhiger. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, allein es verletzt mich bis in die Seele hinein, das brave, herzige Kind geschmäht zu hören."

Renate hatte so lange geschwiegen, jedoch keinen Blick von Marie abgewendet. Mit jedem Worte, welches sie sprach, war sie mehr erstaunt über die Bäuerin, die ihre Gefühle so eindringlich in Worte zu kleiden vermochte. Als Marie sich aber mit einem höflichen Gruße entfernen wollte, streckte sie ihre Hand nach derselben aus.

„Sie glauben nicht, wie unendlich es mich freut," rief sie, „dergleichen über das vielgeschmähte, arme Mädchen zu hören! Aber um Gottes willen, wo befindet sich das Kind zur Zeit? Sie scheinen es genauer zu kennen,

während ich selbst nur zufällig von seiner Flucht erfuhr."

„Ich muß es wohl kennen," entgegnete Marie kummervoll, „da ich es in den letzten drei Monaten fast beständig um mich hatte..."

Hier zupfte Reichart seine Schwester leise am Aermel, wie um sie zu warnen, nicht zu viel zu sagen.

Marie sah sich auch nach ihrem Bruder um, nickte ihm beruhigend zu, und dann fuhr sie zu Renate gewendet fort:

„Ja, gestern noch den ganzen Tag über ergötzte ich mich an unseres Lieblings kindlich verständigem Walten, und gestern Abend ist uns unsere einzige Freude geraubt worden, ohne daß ich den Zweck eines solchen Verfahrens zu ahnen vermöchte."

„Das ist ja schrecklich!" rief Renate erregt aus. „Wer dürfte dergleichen wagen?"

„Und dennoch ist es geschehen, mein gnädiges Fräulein. Ein dunkles Geheimniß scheint das arme, verfolgte Kind zu umschweben, ein Geheimniß, dessen Schleier zu lüften ich mich vergeblich anstrenge."

In diesem Augenblicke trat der Diener, der sich nach Ausrichtung seines Auftrages etwas

im Hintergrunde gehalten, an den Kutschenschlag heran; er betrachtete das plötzlich eingetretene Schweigen als das Ende der Unterhaltung und fragte die Gräfin nach ihren weiteren Befehlen.

„Ja, es ist wahr, meine Zeit ist gemessen," wendete Renate sich wieder lebhaft an Marie, ihr, wie um Entschuldigung bittend, die Hand darreichend. „Aber wir müssen uns wiedersehen, und zwar heute noch; Sie müssen mir den ganzen Verlauf der traurigen Begebenheit mittheilen, und ich und meine Freunde wollen dann versuchen, Licht in die Sache zu bringen."

„Das wollten Sie?" fragte Marie, und helle Hoffnung leuchtete aus ihren guten Augen, denn sie begriff, daß da, wo die Bemühungen eines Bauermädchens ihr Ende erreichten, begüterte und angesehene, vor Allem aber edeldenkende Menschen noch lange nicht vor den sich ihnen entgegenstellenden Hindernissen zurückzuweichen brauchten.

„Ja, das will ich, ich verspreche es Ihnen heilig!" betheuerte Renate, die durch den Ausdruck, mit welchem Marie zu ihr aufschaute, sich noch mehr zu dieser hingezogen fühlte. „Allein Sie müssen mir das Gegenversprechen leisten, mich auf alle Fälle heute Abend noch zu besu-

chen. Sie wissen, schnelle Hülfe ist doppelte Hülfe; Sie werden außerdem Jemanden bei mir finden, der sich ohne allen Zweifel Ihrer Angelegenheit auf's wärmste annimmt."

„Wir wollen heute noch nach dem Dorfe hinaus," betheiligte Reichart sich jetzt bescheiden an der Unterhaltung; „wir könnten zwar in der Stadt übernachten, aber meine Frau ist ganz allein ..."

„So vertrauen Sie mir Ihre freundliche Begleiterin an und kehren Sie unbesorgt nach Hause zurück, um Ihre Frau zu beruhigen; verlassen Sie sich darauf, es soll gut für Ihre — Ihre ..."

„Er ist mein Bruder," bemerkte Marie, deren Herz bei der ihr mit so viel Güte entgegengetragenen Freundschaft heftiger zu schlagen begonnen hatte.

„Für Ihre liebe Schwester gesorgt werden," verbesserte sich Renate, indem sie Marie dankend zulächelte, „das heißt, wenn Ihre Schwester meine Einladung nicht ablehnt," fügte sie noch freundlicher hinzu.

Die Herzlichkeit der mit so viel Liebreiz geschmückten fremden jungen Dame, deren rücksichtsvolles Benehmen und vor Allem die tiefe Innigkeit, die aus Ihren Worten, ja, allein

schon aus dem Tone ihrer Stimme sprach, berührten Marie wie ein wehmüthiger Gruß aus längst vergangenen Zeiten Gedanken der verschiedensten Art bestürmten sie, und so sehr schwankte ihre Seele zwischen schmerzlichen Empfindungen und holden, tröstenden Bildern, daß ihr die Sprache den Dienst versagte. Aber was sie fühlte, was sie so gern offenbart hätte, das leuchtete verständlich aus ihren sanften Augen, aus ihrem guten Antlitze und aus der Art, in welcher sie die Hand auf ihr Herz legte. Renate aber blickte ihr tief in die Augen, und ein inneres Gefühl belehrte sie Wort für Wort, was die ihr so räthselhaft erscheinende Bäuerin sagen wollte; denn noch einmal reichte sie Marien die Hand und noch einmal bat sie — nicht mit der herablassenden Vertraulichkeit, mit welcher zuweilen auf kurze Zeit der Standesunterschied verdeckt und scheinbar ausgeglichen wird, sondern mit der Innigkeit einer Schwester — daß Marie sie nicht vergessen und ihres Versprechens eingedenk sein möge.

Dann übergab sie ihr eine Karte mit der Angabe ihrer Wohnung, und nachdem sie auch Reichart noch einmal herzlich gegrüßt, rollte der Wagen mit ihr davon.

Marie und Reichart blickten dem Wagen so lange nach, bis er hinter der nächsten Straßenecke verschwand.

„Du hättest lieber nicht zu der fremden Dame von dem Kinde sprechen sollen," brach Letzterer das Schweigen; „Du weißt, Herr Seim hat uns die strengste Verschwiegenheit angerathen."

„Er hat Verschwiegenheit angerathen," erwiderte Marie, indem sie an der Seite ihres Bruders langsam die Straße hinunterschritt, „allein ich habe an nichts weniger gedacht, als ihm Stillschweigen anzugeloben. Warum sollten wir ängstlich schweigen? Bis heute Morgen zweifelte ich, ob es rathsam sei, die traurige Begebenheit als ein Geheimniß zu behandeln; seitdem ich aber Herrn Seim gesehen, sind meine letzten Zweifel geschwunden. Wir werden Lieschen nie wiederfinden, wenn wir uns allein auf ihn verlassen; außerdem haben wir nicht die geringste Veranlassung, unserer Handlungsweise wegen das Urtheil der Menschen zu fürchten. Wir haben gehandelt, wie wir es vor Gott und allen irdischen Richtern verantworten können, und nichts soll mich hindern, mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln — sie sind ohne die Hülfe

anderer, edeldenkender Menschen freilich sehr gering — nach dem armen Kinde zu forschen."

„Du wirst Herrn Seim dadurch vielleicht Verdrießlichkeiten bereiten, und dann kennst Du die fremde Dame auch nicht einmal," warf Reichart ein.

„Wer sie ist, steht auf dieser Karte," entgegnete Marie, freundlich belehrend, „doch das ist Nebensache; selbst wenn es sich um Leben und Tod handelte, würde ich keine Minute zögern, mich der jungen Gräfin rücksichtslos anzuvertrauen, unser Aller Geschick in ihre Hände zu legen. Ein solches Antlitz und solche Augen können nicht täuschen, nicht zum Deckmantel von Falschheit dienen."

„Ja, die fremde Dame ist sehr schön und sehr gütig," versetzte Reichart sinnend; „Du hast vollkommen Recht und weißt dergleichen überhaupt besser zu beurtheilen. Aber Herr Seim war ebenfalls freundlich, der brave, rechtschaffene Mann."

„Gewiß war er freundlich," pflichtete Marie ihrem Bruder bei; aber indem sie dies sagte, zuckte es leise um ihren Mund, nicht etwa wie Hohn oder Spott, sondern wie verhaltener Schmerz. Sie dachte an die große Bereitwillig-

keit, mit welcher der „brave, rechtschaffene Mann" sich verbindlich gemacht hatte, sie wieder mit Lieschen zusammenzuführen. —

„Dieses Antlitz und diese Augen können nicht täuschen, nicht zum Deckmantel von Falschheit dienen," sprach auch Renate, als sie sich Mariens sittige Erscheinung immer wieder vergegenwärtigte und dabei ihres so seltsam zu der einfachen Bekleidung contrastirenden Anstandes und ihrer gewählten Ausdrucksweise gedachte. Der auf ihren Zügen ausgeprägte Kummer hatte sie tief gerührt; sie hoffte, denselben zu verscheuchen, ahnte aber nicht, daß die Trauer, welche im Laufe der Jahre mit dem lieben Antlitze gleichsam verwachsen war, nicht durch einen erst wenige Stunden alten Verlust begründet sein könne. —

Erst spät kehrte Renate in ihre Wohnung zurück. Sie bedauerte sehr, von dem Doctor Bergmann verfehlt worden zu sein; sie schmollte, daß er nicht wenigstens die Stunde angegeben habe, in welcher er seinen Besuch zu wiederholen gedenke, und sie stand schon im Begriffe, ihren Wagen, Behufs eines Nachmittagsbesuches bei ihrem alten Freunde, zu bestellen, als sie sich rechtzeitig erinnerte, daß Heinrich noch bei seinem Onkel wohne, sie daher wieder zufällig mit ihm

zusammentreffen könne, was sie doch jedenfalls sehr verlegen gemacht haben würde.

„Wozu mir der Doctor auch gerade solche Mittheilungen machen mußte?“ fragte sie sich in Gedanken, und hätte sie ihre Gedanken in Worte gekleidet, so würden dieselben gewiß recht ärgerlich geklungen haben.

„Als ob es ein Unglück wäre, daß ich seinem Neffen gefalle; ist es doch eben so wenig ein Unglück, daß ich meinem Jugendgenossen recht herzlich zugethan bin, ja, viel mehr, als irgend einem Andern meiner Bekanntschaft. Nun muß der gute alte Herr sich dazwischen stecken und durch seine Warnungen und schwarzen Befürchtungen uns um so manche angenehme Stunde bringen. Und dabei ist Alles aus der Luft gegriffen, denn liebte der Neffe mich nur halb so sehr, wie der Onkel befürchtet, so würde er sich wenig um des Herrn Onkels strenge Befehle kümmern und sich längst einmal persönlich nach meinem Befinden erkundigt haben.“

Mit solchen Betrachtungen setzte sie sich zu Tische, als der ihr aufwartende Diener herantrat und ihr auf einem silbernen Teller zwei Briefe überreichte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie in der ihr eigen-

thümlichen freundlichen Weise, indem sie mechanisch die Briefe entgegennahm; „ich werde klingeln, wenn ich Etwas bedarf."

Der Diener, nachdem er die Suppe vor Renate hingestellt, entfernte sich geräuschlos, und jetzt erst warf diese einen Blick auf die noch in ihrer Hand befindlichen Briefe.

„Vom Grafen Hannibal," sagte sie halblaut, das zierlichste der beiden Schreiben unerbrochen vor sich auf den Tisch werfend; „was der mir wohl Wichtiges mitzutheilen hat, nachdem wir uns erst gestern Abend gesehen und gesprochen haben? Und dieser ist von — die Handschrift kenne ich — ja, von Heinrich Bergmann." Und während sie noch, wie unbewußt, ihre Gedanken äußerte, hatte sie auch schon das Couvert abgerissen und die Einlage entfaltet.

„Ach, wie kurz gefaßt!" rief sie etwas enttäuscht aus, sobald sie sich überzeugt hatte, daß das Papier nur wenige Zeilen enthielt. Indem sie aber las, nahmen ihre heiteren Züge plötzlich einen ernsten, gespannten Ausdruck an, und als ob das, was der Brief besagte, sie über alle Maßen befremde, las sie ihn schnell zum zweiten und dritten Male durch.

„Gnädigste Gräfin! Wenn Ihnen daran ge-

legen ist, einem Verbrechen vorzubeugen und ein verfolgtes, unschuldiges Wesen zu retten, so senden Sie heute Abend um halb eilf Uhr Ihren Wagen bis in die Nähe von Doctor Bergmann's Wohnung, wo der Kutscher weitere Anweisungen von mir erhalten wird. Gütiges Beobachten des tiefsten Schweigens kann dem Unternehmen nur förderlich sein.

„Hochachtungsvoll ergebenst

Heinrich Bergmann."

So lautete der Brief, den der junge Officier an die Gräfin gerichtet hatte.

„Wenn er nur selbst gekommen wäre, um die Sache genauer mit mir zu besprechen," sagte Renate endlich, nachdem sie den Brief eine Weile von allen Seiten sinnend betrachtet hatte; „mir bleibt also weiter nichts übrig, als mich blindlings in die Anordnungen des Herrn Lieutenants zu fügen und vertrauensvoll einer späteren Erklärung entgegen zu sehen."

Dann legte sie den Brief neben sich auf den Tisch, und wie um sich den mancherlei sie beunruhigenden Vermuthungen zu entziehen, begann sie ihre Mahlzeit.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, als ihre Blicke zufällig des Grafen Hannibal Brief streif-

ten, benutzte sie eine eben eingetretene Pause, um denselben zu öffnen und sich Kenntniß von dessen Inhalt zu verschaffen.

Es war ein langes und offenbar mit vieler Sorgfalt verfaßtes Schreiben, und fast nicht minder groß war die Sorgfalt, mit welcher Renate dasselbe Wort für Wort zu Ende las. Dabei spielte ein schalkhaftes Lächeln um ihre frischen Lippen, und mehrfach mußte sie sich Zwang anthun, um nicht hell aufzulachen. Bei einzelnen Stellen machte sich aber auch ein Zug von Mißvergnügen auf ihrem holden Antlitze geltend; derselbe verflog indessen immer schnell wieder, so daß ein heimlicher Beobachter kaum in Zweifel darüber geblieben wäre, daß der Inhalt dieses Briefes vorzugsweise von heiteren Dingen gehandelt habe.

Und dennoch enthielt er nichts weniger, als scherzhafte Aeußerungen oder zum Lachen reizende Ausbrüche einer übersprudelnden Laune, nein, nichts weniger, als dies. Der Gräfin war indessen nicht zu verdenken, daß sie Alles, was sie las, von der heitersten Seite auffaßte, denn es erschien ihr zu komisch, daß der Graf Hannibal um ihre Hand anhielt, und dazu noch mit den schwülstigsten Worten, die ihm doch sonst nicht

geläufig waren und mehr an die Redeweise seiner Schwester erinnerten.

Wenn dagegen ihre schön gewölbten Brauen, als einzige Kundgebung ihres Mißmuthes, etwas dichter zusammenrückten, so geschah dies ja nur, weil des Grafen Aeußerungen die zuversichtliche Hoffnung erläuterten, daß seine Neigung ihr nicht fremd geblieben sei und sie dieselbe billige, indem die Vereinigung der beiden hohen Familien aus mehr als tausend Gründen wünschenswerth, und der Glanz beider Wappen um so heller in die Welt hinausstrahlen würde.

Auch von ewiger Liebe und unverbrüchlicher Treue sprach er, und zwar sehr schön und gewandt, wie Jemand, der schon eine gewisse Uebung in der Anwendung dieser Worte erlangt hat, so daß Renate sich im Stillen höchlichst darüber wunderte.

Nicht minder gedachte er auch der Zärtlichkeit, mit welcher seine gute Schwester für sie schwärme, und wie dieselbe, durch den frühen Verlust eines theuren und heißgeliebten Gatten so tief gebeugt, sie, mit Freudenthränen in den Augen, zum ersten Male Schwester nennen würde.

Dies Alles stand in dem Briefe, und noch viele andere Dinge; und Alles war recht ortho=

graphisch geschrieben, und einzelne nothwendig gewordene Radirungen waren so sauber ausgeführt, daß man hätte darauf schwören mögen, die Feder habe nur hin und wieder eine schadhafte Stelle des Papiers gestreift, was bei dem kostbaren, rosafarbigen Fabrikat allerdings sehr zu verwundern, jedoch nicht hinderte, daß der Graf, nach seinen Schilderungen, als eine seltene, als eine beneidenswerthe Partie erscheinen, diejenige aber, die seine Hand zurückwies, offenbar mit Blindheit geschlagen sein mußte.

Als Renate den Brief bedächtig zu Ende gelesen, stützte sie ihr Haupt, wie in tiefes Nachdenken versunken, auf die Hand.

„Wenn ich nur wüßte, wodurch ich ihm Veranlassung gegeben habe, dergleichen Zeug an mich zu schreiben," dachte sie, indem ihre linke Hand mechanisch mit Heinrich's Brief spielte; „es ist mir recht, recht unangenehm — was soll ich ihm antworten? Ob ich die Geschichte dem Doctor erzähle? Natürlich, vielleicht weiß der mir zu rathen, wie ich, ohne zu verletzen, die hohe Ehre einer Verbindung mit dem alten Geschlechte des Grafen Hannibal ausschlage."

Der eintretende Diener störte sie in ihren Betrachtungen. Sie schien erfreut darüber, denn

ohne Zweifel um den Antrag des Grafen Hannibal zu vergessen, nahm sie schnell wieder Heinrich's Brief zur Hand, jedes einzelne Wort noch einmal besonders einer genauen Prüfung unterwerfend.

Sie hoffte noch immer, zwischen den Zeilen eine Andeutung zu finden, die sich vielleicht, wenn auch nur mittelbar, auf die Ursache und den Zweck der geheimnißvollen, dringenden Botschaft bezöge.

18.

Die seltsame Trinkgesellschaft.

Als Heinrich Bergmann Renate um ihren Beistand zur Rettung des geraubten und abermals zu entführenden Kindes aufforderte, hatte er sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er hätte zwar eben so gut einen Miethwagen benutzen können, allein er wußte dann nicht, ob er auf die Zuverlässigkeit des Kutschers bauen durfte; außerdem entbehrte er das Bewußtsein, mit Renaten gewissermaßen vereinigt zu wirken.

Aus solchen Gründen hatte er auch vorzugsweise vermieden, im letzten Augenblicke, wie er ursprünglich beabsichtigte, den Doctor noch mit in das Geheimniß zu ziehen, der ihm dann ganz gewiß, um einem erneuten Verkehr mit Renaten

vorzubeugen, seinen eigenen Wagen zur Verfügung gestellt haben würde.

Zur bestimmten Stunde war der Wagen der Gräfin auf der bezeichneten Stelle. Heinrich überzeugte sich, daß der Kutscher strengen Befehl habe, seinen Anordnungen pünktlich Folge zu leisten, und nachdem er ihn angewiesen, nach der Mündung derjenigen Straße hinzufahren, in welcher er in der vorhergehenden Nacht bei den vier Gaunern vorübergeschritten war, stieg er ein.

Es war etwa eilf Uhr, als er daselbst eintraf, also noch mindestens eine Stunde vor der Zeit, die zur Ausführung des Verbrechens verabredet worden war.

Er rieth daher dem Kutscher, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken, abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Ende der betreffenden Straße langsam und auf Umwegen vorbeizufahren und erst von halb ein Uhr an, als befinde der Besitzer der Equipage, ein Arzt, sich in der Nähe bei einem Kranken, auf einer genau bezeichneten Stelle halten zu bleiben.

Er selbst mischte sich darauf unter die Fußgänger, die noch immer die Straßen reich belebten, und mehrfach an dem verdächtigen Hause

vorüberschreitend, verschaffte er sich vor allen Dingen ausreichende Kenntniß von der Lage desselben.

Als die Mitternachtsstunde geschlagen hatte, wurden die Fußgänger seltener, und diejenigen, denen er begegnete, schienen so schnell wie möglich nach Hause zu eilen. Er beobachtete Einzelne wohl mit argwöhnischen Augen, ihm dagegen schenkte Keiner die geringste Aufmerksamkeit.

Bis gegen halb Eins hatte er in dieser Weise in der Nähe des zu beobachtenden Hauses zugebracht, als ein einzelner Fußgänger zu ihm heran trat und ihn um Feuer zum Anbrennen einer Cigarre ersuchte.

Heinrich schützte vor, nicht in der Lage zu sein, des Unbekannten Bitte gewähren zu können. Dieser entfernte sich von ihm, doch glaubte Heinrich dieselbe Stimme wieder erkannt zu haben, die er am vorhergehenden Abend in heftigem Gespräche mit der kranken Frau vernommen hatte.

Wie dringend die größte Vorsicht geboten sei, lag also auf der Hand, indem der Gauner, im Falle er ihm nicht verdächtig erschienen wäre, sich schwerlich mit der Bitte um Feuer an ihn gewendet haben würde.

Anstatt das Haus noch länger im Auge zu behalten, richtete er von jetzt ab seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf jenen Unbekannten. Er zählte darauf, daß derselbe, als der eigentliche Leiter des Complots, ihm durch das eigene Benehmen verrathen würde, wenn die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Er begab sich daher nach demjenigen Ende der Straße hin, auf welchem er den Wagen in der Nähe wußte, und einen günstigen Augenblick erspähend, gelangte er unbemerkt in einen weit zurückgebauten Thorweg hinein, in dessen tiefem Schatten ihn von der Straße aus das schärfste Auge nicht zu entdecken vermochte. Er selbst dagegen konnte die Straße theilweise überblicken, namentlich aber lag das Haus, vor welchem der Gauner in langen Wendungen, wie Jemanden erwartend, auf und ab schritt, in seinem Gesichtskreise.

Mit fast ängstlicher Spannung beobachtete Heinrich Letzteren; die Bewegungen desselben überzeugten ihn bald, daß er sich in der Person nicht geirrt habe. Wie es ihm gelingen würde, die beabsichtigte Entführung zu hintertreiben, konnte er allerdings nicht voraussehen; doch beruhigte er sich mit dem Gedanken: im entschei-

denden Augenblicke zur Hand zu sein, um, alle sich bietenden günstigen Umstände benutzend, nachdrücklich einzuschreiten, und mit wachsender Ungeduld sah er diesem Zeitpunkte entgegen. —

Im Hause der Marquise ging es unterdessen nach gewohnter Weise zu. In einem kleinen, etwas abgesondert liegenden Stübchen saßen an jenem Abende drei, nach ihrem Aeußern zu schließen, dem Mittelstande angehörende Männer bei einander.

Nicht so geräuschvoll, wie die übrigen Gäste des Hauses, schienen sie doch die flüchtige Gegenwart in nicht geringerem Grade zu genießen; denn obwohl ihre Gesichter bereits feurig glühten, sprachen sie doch noch immer dem Weine fleißig zu, und kein einziges Mal verließ die Kellnerin die Gesellschaft mit leeren Flaschen, ohne daß die gebrachten vollen in liberalster Weise bezahlt worden wären.

Anfangs hatte die Kellnerin die drei ihr gänzlich unbekannten Gefährten mit Mißtrauen beobachtet und unter deren ehrbarem Aeußern verkleidete Spione vermuthet. Sehr bald aber schwand ihre Besorgniß wieder; denn als dieselben in Folge des Genusses der berauschenden Getränke redseliger wurden, glaubte sie, recht geriebene

Leute in ihnen zu entdecken, die unverhofft, vielleicht auch auf nicht ganz erlaubte Art, in den Besitz von einigen Geldmitteln gekommen waren und, um anderswo kein Aufsehen zu erregen, hier in aller Sicherheit und Stille eine lustige Nacht zu feiern gedachten.

Ihre Gesichter hatten sie, bis auf einzelne phantastische Bartstreifen, sauber rasirt, und was noch am meisten für sie sprach: Ihre Hände waren gebräunt und zugleich weich und frei von Schwielen, das sicherste Zeichen, daß sie nicht mit schwerer Handarbeit, auch nicht durch geistige Beschäftigung ihren Unterhalt verdienten.

Die erste Hälfte der Mitternachtsstunde verstrich, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Die Heiterkeit der Gäste hatte ihren höchsten Höhepunkt erreicht.

Die drei Fremden, denen die Oberkellnerin jetzt ihre Hauptaufmerksamkeit zuwendete, schienen indessen noch lange nicht zufriedengestellt zu sein, denn als diese gegen halb ein Uhr noch einmal bei ihnen eintrat, wurde sie aufgefordert, für Jeden eine Flasche Champagner herbeizuschaffen. Dabei warfen sie das Geld mit übermüthiger Geberde auf den Tisch, so daß sie immer höher in der Achtung des Mädchens stiegen, welches

mit Windeseile davonstürmte, um ihre Wünsche baldmöglichst zu befriedigen.

Kaum hatte die Kellnerin das Gemach verlassen, da neigten die drei Gäste ihre Köpfe zu einander hin, und indem sie verstohlen kicherten, äußerten sie in flüsterndem Tone, daß nunmehr die Zeit gekommen sei.

„Vor allen Dingen müssen wir zu verhüten suchen, daß sie Lärm schlägt," bemerkte der Eine warnend.

„Ich werde sie mit leichter Mühe beruhigen," antwortete ein Anderer mit einer gewissen Entschiedenheit; „dagegen erscheint mir die Hausthür als die gefährlichste Stelle."

„Gefahr ist überhaupt nicht vorhanden," hieß es zurück, „und wenn sie uns abfassen, wird die Sache immer noch nicht schlimm; sie haben eben so viel Grund, die Oeffentlichkeit zu scheuen, wie wir, und brennt uns das Feuer auf den Nägeln, so lassen wir es bei dem mißglückten Versuche bewenden."

„Nein, das wäre ehrlos," versetzte der Erste wieder; „nachdem Merle der Abend so viel gekostet hat, müssen auch wir das Unsrige thun, denn auf der Straße wird er sein Geld ebenfalls nicht gefunden haben..."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und herein trat die mit Flaschen und einem Eis=behälter schwer beladene Kellnerin.

„Hurrah!“ ertönte es aus drei rauhen Kehlen, und zugleich sprangen die drei Gauner empor, um der Eintretenden die Last zu erleichtern und die offen gebliebene Thür zu schließen.

Die Gauner stimmten ein tolles Liedchen an; der eine ließ einen Pfropfen knallen, der zweite klirrte laut mit den Gläsern, der dritte dagegen umfaßte die Kellnerin mit seinen kräftigen Ar=men, und bevor sie den gefährlichen Ernst der Sache ahnte, schloß eine Hand ihr mit festem Griffe den Mund, während ihre eigenen Hände von den beiden anderen Männern schnell auf dem Rücken zusammengeschnürt wurden.

Dabei sangen sie lustig weiter, und je ange=strengter sich das zum Tode entsetzte Mädchen ohnmächtig unter den schmerzhaften Griffen wand, um so heller war die wilde Schadenfreude, die aus den durch den Genuß des Weines gerötheten Augen der Gauner leuchtete.

Derjenige, welcher die unglückliche Kellnerin in seinen Armen hielt und sie verhinderte, um Hülfe zu rufen, sang nicht mit; dafür brachte er seine Lippen dicht an ihr Ohr, sie im scharfen

Flüstertone mit dem Tode für den ersten ausgestoßenen Laut bedrohend.

„Leiste keinen Widerstand," ermahnte er das bebende Mädchen, während seine Gefährten an den Tisch zurücktraten, das für den Champagner bestimmte Geld kaltblütig in die Tasche schoben und zu ihrem Gläserklingen einen Rundgesang anstimmten; „leiste keinen Widerstand, und Du hast nichts zu befürchten. Dagegen wiederhole ich noch einmal: Nur ein Versuch des Schreiens, und meine Faust trifft mit betäubender Gewalt Deinen Schädel, und ehe Du erwachst, hast Du einen Knebel zwischen den Zähnen."

Bei diesen Worten zog er seine Hand so weit zurück, daß die Kellnerin, der vor Todesangst und Mangel an Luft die Augen weit aus dem Kopfe getreten waren, wieder einigermaßen zu athmen vermochte, und dann fuhr er fort:

„Wir wollen weder Dir, noch sonst Jemandem im Hause ein Leid anthun, selbst fremdes Gut gedenken wir uns nicht anzueignen; denn wir sind keine Räuber und Spitzbuben, sondern ehrlicher Leute Kinder. Sei also verständig, meine kleine, wilde Katze, überwinde Deine Furcht und höre mir aufmerksam zu. Hast Du mich verstanden?"

Die Kellnerin nickte bejahend, die Sänger ließen ihre Gläser klingen und stimmten einen neuen Vers ihres Liedes an, und der Erstere begann wieder mit eindringlichem Ernste zu seiner Gefangenen gewendet:

„In diesem Hause befindet sich ein Kind, ein kleines Mädchen, welches in der verflossenen Nacht gewaltsamer Weise hierher gebracht wurde. Habe ich Recht?"

Die Kellnerin nickte wieder.

„Gut, es ist mir lieb, daß Du nicht zu nutzlosen Umschweifen Deine Zuflucht nimmst; Du wirst dadurch um so schneller aus Deiner unbequemen Lage befreit werden. Doch nun passe genau auf: Da man nicht die Polizei mit der Herbeischaffung des Kindes belästigen wollte, so haben die rechtmäßigen — na — Eigenthümer besagten Kindes uns beauftragt, dasselbe mit List oder Gewalt zu entführen und ihnen wieder zuzustellen. Wie Du siehst, mein holder Schatz, sind wir ziemlich glücklich gewesen, denn der schwierigste Theil des Unternehmens ist gelungen, und was uns jetzt noch zu thun übrig bleibt, ist Kleinigkeit. Bist Du nicht ebenfalls dieser Ansicht?"

Wiederum gab die Kellnerin ein beipflichtendes Zeichen, die Sänger lachten aus vollem

Herzen und schritten zur Absingung des dritten Verses, und der Wortführer erklärte weiter:

„In der festen Ueberzeugung, daß Du hübsch leise antwortest, will ich meine Hand etwas zurückziehen, so — Du siehst aber, meine Faust ist bereit, Dir den Mund auf längere Zeit zu stopfen, sobald Du nur eine verdächtige Miene machst. Also, mein Schatz, sage mir zuerst, weißt Du, wo das geraubte Kind sich befindet?"

Die Kellnerin blickte rathlos zu dem Gauner empor, offenbar überlegend, ob sie antworten solle oder nicht.

„Nur immer heraus mit der Sprache," versetzte jener schnell; „weißt Du es nicht, so müssen wir Dich vorher unschädlich machen, und dann..."

„Ich weiß, wo das Kind schläft," antwortete die Kellnerin, die es nicht auf das Aeußerste wollte ankommen lassen, jetzt leise.

„Sieh, Schätzchen, wie gelehrig Du plötzlich bist!" hohnlachte der Gauner, halb zu seinen singenden Genossen gewendet. „Gut, Du wirst mir also beschreiben, wo ich das Kind finde; aber hörst Du, ganz genau, so daß ich die Thür nicht verfehle..."

„Auf dem Gange nach dem Hinterhause die letzte Thür," unterbrach ihn die Kellnerin, die

nunmehr durch schnelle und pünktliche Antworten die beängstigende Lage, in die sie gerathen war, abzukürzen suchte.

„In dieser Etage?"

„In dieser Etage."

„Also gar nicht so sehr weit von hier?"

„Keine zwanzig Schritte; diese Stube gehört ja schon mit zu den nur selten benutzten Räumlichkeiten des Hinterhauses."

„Richtig, richtig, mein Schatz; Du bist ein ganz gescheidtes Mädchen. Doch nun sage weiter: Ist die Thür verschlossen?"

„Es befindet sich eine Doppelthür vor der Stube, und beide sind verschlossen und verriegelt."

„Hm, das ist schlimm. Wer ist bei dem Kinde, oder läßt man es allein schlafen?"

Die Kellnerin sann mit dem Ausdrucke der Verlegenheit nach.

„Heraus mit der Sprache!" ermuthigte der Gauner. „Nur ein offenes Geständniß rettet Dich vor einer unfreiwilligen Zusammenkunft mit der Polizei!"

Die Kellnerin zuckte erschreckt zusammen; es stieg der Verdacht in ihr auf, daß sie sich bereits in den Händen der Polizei befinde, und eben so

schnell reifte ihr Entschluß, nunmehr mit der Wahrheit nicht länger zurückzuhalten.

„Gehe ich frei aus, wenn ich Euch zu dem Kinde verhelfe?" fragte sie verstört.

„Ganz frei, mein Schätzchen," antwortete der Gauner innerlich ergötzt, denn er hatte des geängstigten Mädchens Ideengang errathen, „und zwar sollst Du nicht nur vollständig ungeschädigt ausgehen, sondern, nachdem das Kind in unseren Besitz übergegangen ist, wollen wir Dich sogar leicht fesseln und knebeln und in diesem Gemache liegen lassen. Es gewinnt dadurch den Anschein, als hättest Du uns Widerstand geleistet; Deine Marquise, oder wie sie heißt, kann Dir dann nichts anhaben, und erst recht nicht, wenn Du ihr eine Mordgeschichte aufbindest."

„Soll ich mit zu dem Kinde gehen?" fragte die Kellnerin jetzt erleichterten Herzens.

„Ist gar nicht nöthig — aber, was Teufel, ich denke, die Thüren sind doppelt und dreifach verschlossen?"

„Ja, die Thüren, die von dem Gange in die Stube führen; jedoch nicht die andere, die mein Kämmerchen mit jener Stube verbindet."

„Ah so — dann ist das Kind wohl Deiner besondern Obhut anvertraut worden?"

„Nur des Nachts habe ich auf dasselbe zu achten; am Tage wird sich die Marquise wohl selbst mit ihm beschäftigen wollen. Uebrigens ist dies erst die zweite Nacht, die es in unserem Hause zubringt."

„Ganz recht, wir wissen das; wie aber gelange ich in Dein Kämmerchen?"

„Löst mir die Hände, und ich gebe Euch den Schlüssel — doch nein, nehmt ihn Euch selbst, er steckt in meiner Schürzentasche."

„Ist er dies?" fragte der Gauner lachend, nachdem er den Schlüssel hervorgezogen hatte.

„Ja, das ist er; er schließt die vorletzte Thür auf dem Gange links. Ihr werdet durch dieselbe in meine Kammer treten und, da eine Lampe in derselben brennt, Euch leicht zurechtfinden. Darf ich aber auch bestimmt darauf rechnen, daß Ihr mich nicht verrathet?"

„Sollst nicht verrathen werden," entgegnete der Gauner, kaum fähig, über die naive Bitte ein lautes Lachen zu unterdrücken. „Aber still jetzt, Kinder," wendete er sich darauf an seine singenden und trinkenden Genossen, „das Mädchen ist vernünftig; Ihr braucht also nicht mehr so zu schreien, und außerdem haben wir es verdammt eilig. Ich gehe, um das Kind zu holen, Ihr

leistet unterdessen unserer Freundin Gesellschaft; bindet ihr aber die Füße zusammen, legt sie auf das Sopha und schiebt ihr zum Ueberfluß einen Zipfel ihrer Schürze zwischen die Zähne, aber vorsichtig, ich bitte darum — überhaupt muß man mit Damen stets zart umgehen."

Die Angeredeten erklärten, daß sie Alles begriffen hätten, und traten sogleich an der Kellnerin Seite, wobei sie, um nicht bei einem zufällig draußen Vorübergehenden Verdacht zu erwecken, sich scherzhaft unterhielten, während der Wortführer und Leiter des Unternehmens die nach dem Gange hinausführende Thür öffnete und einige Secunden hinaushorchte.

Auf den Gängen war Alles still und öde, selbst die Gasflammen, die man der Ersparniß wegen niedriger geschraubt hatte, brannten düster und schienen von dem, was in dem Hause vorging, nichts hören und sehen zu wollen.

Der Gauner trat behutsam hinaus; mit schnellen, fast unhörbaren Schritten eilte er bis an die Treppe, im Vorbeigehen die beiden den Gang erhellenden Flammen so tief schraubend, daß sie als phosphorblaue Funken kaum noch Lichtstrahlen aussendeten. Hastig begab er sich sodann auf demselben Wege zurück, und nachdem

er abermals einige Secunden gelauscht, bog er in den das Hintergebäude der Länge nach durchschneidenden Gang ein.

Eine Lampe brannte auf dem äußersten Ende desselben, wo eine Treppe nach dem unteren Stockwerke hinabführte; er entdeckte daher leicht die Thür, welche in das Kämmerchen der gefesselten Kellnerin führte.

Prüfend schob er den Schlüssel in das Schloß. Anfangs drückte er leise, um zu erfahren, ob er die zum Aufschließen nothwendige Lage habe; dann aber den Ring fest umklammernd, drehte er denselben mit einer so sichern Schnelligkeit herum, daß die Thür sich fast ohne Geräusch öffnete.

Als der Gauner in die Kammer eintrat, überzeugte ihn ein kurzer Ueberblick, daß die Kellnerin ihn nicht hintergangen hatte. Dort stand die Lampe und dort wieder zeigte sich die in das Nebengemach führende Thüröffnung.

Ohne Zeitverlust riegelte er die Thür, nachdem er den Schlüssel von außen abgezogen hatte, hinter sich zu, und dann die Lampe ergreifend, trat er schnell in das andere Gemach ein.

Wie ihm die Kammer durch ihre fast ärmliche Einfachheit aufgefallen war, so überraschte

ihn in der Stube wieder eine an Luxus streifende stattliche Einrichtung. Er nahm sich indessen nicht Zeit, dieselbe zu prüfen; seine Augen suchten mit ängstlicher Hast nach dem Kinde, und erst als er dieses in einem sehr geschmackvollen Bette entdeckte, glitt ein Zug des Triumphes über sein listiges Gesicht.

Aber auch jetzt überlegte er nicht lange, welches Verfahren am rathsamsten sei; war er doch von Merle so genau unterrichtet worden, daß kaum noch Zweifel obwalten konnten. Er stellte die Lampe auf die Erde, so daß deren Schein das erwachende Kind nicht blendete, außerdem aber seine eigene Person im Schatten ließ, und dann trat er leise an das Bett.

„Lieschen," sagte er mit unterdrückter, freundlicher Stimme, indem er sich über das Kind hinneigte, „Lieschen, erwache! Ich will Dich zu Deiner Marie und den lieben Eltern bringen!"

Lieschen lächelte im Schlafe.

„Meine gute, gute, liebe Marie!" murmelte sie kaum verständlich. Offenbar hatte ein wirrer Traum das Kind nach dem Bauerdorfe zurückgeführt.

„Lieschen, wache auf!" wiederholte der Gau=

ner ohne jede Regung von Gefühl, und zugleich legte er seine Hand auf des Kindes Stirn.

Lieschen schlug die Augen auf.

„Wohin haben mich die Leute gebracht? O, lieber Gott, führe mich zurück zu meiner Marie, zu meinen guten Eltern!“ betete sie mit unendlich rührendem Ausdrucke.

„Deine Marie und Deine Eltern warten auf Dich; komm, ich soll Dich zu ihnen führen,“ sprach der Gauner leise.

Lieschen erschrak heftig bei dem Tone der fremden Stimme und blickte bebend empor. Sie hatte in den letzten beiden Tagen so viel erlebt, so viel Angst und Qual erduldet, daß ihre Sinne sich zu verwirren begannen und sie nicht wußte, ob die Erscheinung des fremden Mannes nur eine Fortsetzung ihres Traumes oder Wirklichkeit sei.

„Ach, die schreckliche Dame kann nicht meine Mutter sein!“ flüsterte sie endlich geheimnißvoll, wie von Fieberbildern umgaukelt. „Ihre Augen stechen, wie die des Herrn Seim — und auch Du blickst mich so beängstigend an — thue mir nichts zu Leide, ich bin ja so verlassen — meine Marie haben sie von mir genommen, o, ich bitte

ja so inständig, erbarme Dich!" flehte das Kind, indem es die zarten Händchen faltete.

„Du bist doch nicht krank?" fragte der Gauner bestürzt, der bei dem innigen, herzzerreißenden Tone eine ihm ganz fremde Regung in der Brust empfand.

„Ich bin nicht krank, allein ich ängstige mich so sehr! Ueberall sehe ich fremde Gesichter, und kein Mensch hat Mitleid mit mir! Wenn ich doch meine Marie, meine guten Eltern bei mir hätte!"

„Still, still, mein Kind!" ermahnte der Gauner, denn er glaubte, draußen auf dem Gange Schritte vernommen zu haben. „Sei still, ich bin zu Dir gekommen, um Dich mit mir zu nehmen, Du sollst zu Deiner Marie, zu den guten Bauersleuten gebracht werden, nach denen Du Dich so sehr sehnst. Ich weiß, wo sie wohnen, und schaffe Dich zu ihnen, wenn auch die ganze Welt sich mir entgegenstellte! Aber flink mußt Du sein, sehr flink und heimlich, damit Niemand uns bemerkt, denn sonst behalten sie Dich hier, und mir geht es ebenfalls schlecht — da hast Du Deine Kleiderchen, ich werde sehen, ob ich einen Mantel für Dich finde; aber nun

ziehe Dich auch recht schnell an, in höchstens einer Viertelstunde müssen wir weit fort sein."

Während der Vagabund sprach, blickte Lieschen zweifelnd und gespannt zu ihm empor; ihre großen, dunkeln Augen schwammen noch immer in Thränen, allein der Ausdruck des Entsetzens war aus denselben gewichen, und statt dessen begann ein schwacher Hoffnungsschimmer aufzudämmern. Offenbar bestrebte sie sich, ihre Gedanken zu ordnen und sich auf Etwas zu besinnen, allein sie kämpfte vergeblich. Eine brennende Röthe hatte sich über das liebe Engelsantlitz ausgebreitet, und indem sie beide Hände an ihren Kopf legte, seufzte sie schmerzlich.

„O, wie mein Kopf so weh thut und wie es mir in den Ohren klopft!" flüsterte sie heimlich. „Guter Mann, ich fürchte mich nicht vor Dir — ja, Du willst mich zu meiner Marie bringen!" und indem sie dies sagte, griff sie hastig nach ihren Kleidern.

„Armer Wurm!" murmelte der Gauner, sich von dem Kinde abwendend. „Sie ist krank, man läßt sie hier liegen, ohne sich um sie zu kümmern — aber warte, ich rette Dich aus diesem Hause, und Merle soll Dich zu Deiner Marie bringen, oder ..."

Hier stockten seine Gedanken, und zweifelnd blickte er vor sich nieder.

Das Bild des schönen, unschuldigen Kindes, die fieberhafte Aufregung desselben und das innige Flehen hatten sein Herz gerührt. Er hegte die unbestimmte Absicht, es der Marquise zu entreißen, es aber auch nicht in den Händen des habgierigen Merle verderben zu lassen; doch wußte er nicht, wie dies zu beginnen sei. Seine Brust war noch nicht fest genug gepanzert gegen das Flehen der Unschuld, aber auch nicht hinreichend gegen den Einfluß Merle's gestählt. Er wußte dies, und indem er fühlte, daß er zu schwach sei, Merle's Willen zuwiderzuhandeln und sich mit ihm zu überwerfen, sagte er sich auf der andern Seite, daß das augenscheinlich schwer erkrankte Kind hier in diesem Hause wie in seiner Genossen Besitz ein frühzeitiges Ende finden müsse.

Hätte Lieschen sich gesträubt, hätte sie durch Weinen oder gar Hülferufen ihn gezwungen, zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, so würde sein Gewissen geschwiegen haben, die Entführung ihm ein Leichtes gewesen sein; allein auf das Flehen kindlicher Unschuld war er nicht vorbereitet.

Seine flüchtigen Betrachtungen unterbrach

Lieschen, die in diesem Augenblicke vollständig bekleidet aus dem Bette sprang, schnell in ihre Schuhe schlüpfte und, an des Gauners Seite tretend, ihre heiße, trockene Hand in die seinige legte.

„Laß uns gehen, guter Mann," flüsterte sie wieder geheimnißvoll, „laß uns gehen, sie kommt sonst, die Dame, die sich meine Mutter nennt — wie mich friert und wie mein Kopf schmerzt — schnell, schnell, ich sterbe in den weichen Betten — man läßt mich allein, und ich ängstige mich zu Tode!"

„Still, keine Silbe mehr, Lieschen," entgegnete der Vagabund, indem er schnell in die Kammer trat und sich der Thür näherte. „Wundere Dich über nichts, gieb keinen Laut von Dir, bis wir auf der Straße sind, oder sie nehmen Dich mir fort und Deine Marie siehst Dich nie wieder."

Lieschen, der Alles vor den Augen flimmerte, antwortete nicht mehr.

Sie waren auf den Gang hinausgetreten und der Gauner, des Kindes fieberhaft glühende Hand fest umspannend, schlich auf den Zehen nach dem Gemache hin, in welchem seine beiden Genossen eine geräuschvolle, scherzhafte Unterhaltung führ-

ten, als ob sie im Begriffe gewesen wären, auf=zubrechen.

Auf sein Klopfen erschienen sie in der Thür, und als sie das verhüllte Kind bemerkten, traten sie vor und hinter dasselbe, daß es bei der sehr matten Beleuchtung gleichsam zwischen ihnen ver=schwand.

Lieschen war einer Ohnmacht nahe, vor ihren Augen wurde es schwarz, kaum fühlte sie noch, daß eine Hand sich auf ihren Kopf legte und ermuthigend an ihren Locken zupfte. Sie errieth indessen, was damit gemeint sei, und ihre ganze Kraft zusammenraffend, schritt sie wie schlaftrun=ken zwischen den drei Männern dahin, die fort=fuhren, in mehr als freier Weise zu lachen und zu scherzen.

Unbeobachtet gelangten sie bis an die Treppe. Dort aber und auf der unteren Flur, wo die Gasflammen noch heller brannten, hatten sie weit eher eine Entdeckung zu befürchten, zumal sie an der Marquise Wohngemach und dem mit einem Flurfenster versehenen Stübchen einer alten, argwöhnischen Thürhüterin vorbei mußten.

Sie rechneten indessen darauf, daß man sie in ihrer brüderlichen Armverschlingung und mit dem schwankenden Schritte für Berauschte halten und

froh sein würde, sie aus dem Hause los zu werden. Befanden sie sich aber erst unten auf der Hausflur, dann hatte eine Entdeckung keine so große Gefahr mehr für sie, indem sie sich, ohne Furcht vor etwaigen unangenehmen Folgen, mit Gewalt auf die Straße hinausdrängen konnten.

Etwa sieben oder acht Stufen hatten sie noch niederzusteigen, da öffnete sich plötzlich die zu den Hauptgemächern führende Thür, und in derselben erschien im reichsten Gesellschaftsanzuge die Marquise.

„Meine Herren, ich muß dringend bitten, nicht durch übermäßiges Geräusch die Leute in der Nachbarschaft zu stören!“ sagte sie ernst, jedoch höflich.

„Oder auch die Polizei darauf aufmerksam zu machen, daß hier schlechter Wein zu dreifachen Preisen verkauft wird,“ entgegnete der Wortführer, indem er Lieschen noch dichter an sich drückte und zugleich den Schatten seiner Genossen suchte; „der Teufel kann bei dem verfälschten Getränke den Kopf oben behalten!“

„Meine Herren, wollen sie nicht eine reizende Gruppe sehen?“ rief die Marquise rückwärts in die Stube hinein, offenbar, um den drei Vagabunden zu zeigen, daß sie im Falle der Noth

darauf vorbereitet sei, sie aus der Thüre werfen zu lassen.

Als dann fünf oder sechs männliche Gesichter, zum Theil noch sehr jugendlich, zum Theil bärtig oder glatt rasirt, alle aber gleich glühend in Folge unmäßiger Genüsse, hinter ihr erschienen und über ihre Schultern fort auf die Vorflur hinaussahen, wendete die Marquise sich dem scheinbar schwer berauschten Kleeblatte wieder zu.

„Gefallen Ihnen meine Weine und meine Preise nicht, so brauchen Sie mein Haus nicht zu betreten," sagte sie spöttisch; in demselben Augenblicke wurde sie aber auch gewahr, daß zwischen den drei Männern sich noch eine vierte, formlose Gestalt bewegte, oder vielmehr, selbst unfähig, sich zu bewegen, von diesen mit fortgeschleppt wurde.

Lieschen hatte nämlich bei der Anrede der Marquise das Bewußtsein verloren und hing schwer von dem sie unter den Schultern haltenden Arme ihres Retters nieder, der ihr zum Glücke noch ein großes Tuch umgeschlagen hatte, wodurch ihre Figur vollständig unkenntlich wurde.

Die Marquise, von einem unbestimmten Argwohne erfaßt, wollte sich genauere Kenntniß von

der geheimnißvollen Gestalt verschaffen, doch trat der eine Gauner mit seltener Geistesgegenwart vor sie hin, sie an jeder weiteren Bewegung hindernd.

„Unser berauschter Freund wünscht, nicht erkannt zu sein," sagte er mit einer gewissen drohenden Entschiedenheit, vor welcher die Marquise unwillkürlich einen Schritt zurückwich und zugleich, noch mißtrauischer gemacht, an der Klingel riß, auf deren Ton die Kellnerin, wo sie sich auch immer befinden mochte, unverzüglich herbeieilen mußte.

„Kümmern Sie sich doch nicht um die harmlosen Leute," sagte ein hinter der Marquise stehender älterer Officier, dem die Scene langweilig zu werden begann und der sich an den Spieltisch zurücksehnte.

Die Marquise achtete nicht auf den ihr ertheilten Rath, sondern klingelte abermals und heftiger, ohne daß die Kellnerin, wie sie sonst an ihr gewohnt war, erschienen wäre.

Die drei Genossen waren unterdessen lachend und scheltend vorbeigeschritten und befanden sich bereits dicht vor der Thür, als die scharfen Augen der Marquise unter dem Tuche hervor den unteren Rand eines Kleides nachschleppen sahen.

In der Meinung, daß die Kellnerin ihr Haus heimlich zu verlassen beabsichtige, stürzte sie auf die Gauner zu, während ein Theil ihrer Gäste sich ihr nach auf den Flur hinausdrängte. Gleichzeitig erschallte aber auch von der Straße her ein Klopfen, und unter dem geübten Griff der nichts Arges ahnenden Pförtnerin sprang die Thür auf.

„Halt, meine Herren!" rief die Marquise mit unterdrückter, ängstlicher Stimme aus, als eine unsichtbare Hand von außen die Thür ganz aufstieß, und die Gauner schnell in's Freie traten.

„Wenn Sie keine Schurken sind, werden Sie mir wenigstens sagen, wer sich dort so gutwillig von Ihnen entführen läßt!"

„Wir sind Schurken!" rief Merle höhnisch in's Haus hinein, denn er war es ja, der schon eine Weile lauschend auf der obersten Stufe gestanden hatte, und mit lautem Schalle flog die mit Gewalt zugeschleuderte Thür in's Schloß.

Merle wartete nicht, um zu hören, in welche Unruhe das Haus versetzt werden würde, sondern eilte spornstreichs seinen Gefährten nach, von denen der eine, um nicht in seinen Bewegungen gehindert zu sein, das bewußtlose Kind auf den Arm genommen hatte. —

Wie Heinrich vorhergesehen hatte, schlugen die vier Gauner nicht die Richtung nach den öffentlichen Plätzen, sondern nach dem Stadttheile ein, wo sie sich am leichtesten und schnellsten in den engen und verworrenen Gassen verlieren konnten. Sie mußten daher bei ihm vorüber und sogar dicht an dem Wagen vorbei, der in der nächsten Querstraße gleich hinter der Ecke hielt.

Er wartete nur so lange in seinem Verstecke, bis Merle, der Letzte des Zuges, vorbei war, und bevor dieser sich noch seinen Genossen zugesellt hatte, befand auch er sich dicht hinter ihnen.

Das Geräusch der schnell einherschreitenden Männer, und die Aufregung, in der sich alle befanden, verursachte, daß Heinrich's Nähe, der sich weit vorsichtiger bewegte, nicht beachtet wurde und man sich sogar nicht scheute, einige Worte mit einander zu wechseln.

„Gut gemacht, Donnerwetter!" bemerkte Merle, kaum noch fähig, den lauten Ausbruch seiner Freude zu mäßigen. „Fünfhundert Thaler sind mir nicht so lieb, wie das Kind!"

„Mir sind sie lieber," entgegnete derjenige, der Lieschen auf den Armen trug; „das arme Ding ist bewußtlos...."

„Desto besser," versetzte Merle triumphirend, „es läßt sich leichter handhaben."

„Es ist sterbenskrank, ich will die Verantwortlichkeit nicht auf mich laden, mit zu seinem Tode beigetragen zu haben — wir bringen es augenblicklich nach seinem Dorfe hinaus...."

„Schwachkopf, so gieb es mir her und kümmere Dich nicht weiter um die Geschichte! Aber ruhig, bis wir an dem Wagen vorbei sind!" entgegnete Merle, als er, um die Ecke herumbiegend, nur wenige Schritte vor sich Renatens Wagen halten sah.

„Oder gebt das Kind lieber mir!" rief Heinrich jetzt aus, indem er schnell nach vorn sprang und den Träger des Kindes an der Schulter ergriff.

Die Gauner prallten aus einander, nur derjenige, der Lieschen trug, blieb stehen.

„Warum nicht?" fragte dieser Letztere ruhig. „Wenn Sie ein Recht an das Kind haben; so übergebe ich es Ihnen herzlich gern."

Merle hatte sich unterdessen von seinem Schrecken erholt und trat festen Schrittes vor den jungen Officier hin.

„Machen Sie keine unzeitigen Späße!" redete er ihn zähneknirschend an. „Kümmern Sie

sich um Ihre eigenen Angelegenheiten und nicht um mich oder mein Kind, oder haben Sie Luſt, mit einem blutigen Kopfe heimgeſchickt zu werden?"

Die anderen beiden Genoſſen Merle's, die anfänglich Miene machten, zu entfliehen, waren ebenfalls wieder herangetreten, um im entſcheidenden Augenblicke mit ihren Gefährten vereinigt handeln zu können.

Ueberhaupt verdankte Heinrich es nur der Nähe des Wagens, daß man ihn nicht zu Boden ſchlug und mit dem Kinde die Flucht ergriff. Eine derartige Befürchtung durchzuckte auch wohl ſeinen Geiſt, als er Merle in ſo entſchiedener Weiſe ſprechen hörte, denn ohne ſeine Hand von der Schulter des von ihm erfaßten Mannes zu entfernen, trat er einen Schritt zurück, wodurch die vier Gauner gerade vor ihn gelangten.

„Hören Sie, mein Freund," hob er an, jedes einzelne Wort beſonders betonend, „ſeit wann iſt dieſes Kind die Tochter eines gewiſſen Merle? Meines Wiſſens wohnen Ihre Frau und Tochter in der Vorſtadt, oder wollen Sie dies etwa ableugnen? Sie aber ſind derſelbe Merle, der das durch ſeine Frau entwendete

Blatt aus dem Kirchenbuche um einen hohen Preis an einen gewissen Grafen verkaufte; derselbe Merle, der dieses Kind gestern für andere Leute raubte und es heute für sich zu rauben gedachte, um durch dessen Zurückgabe neue Summen zu erpressen — haben Sie mich verstanden, oder soll ich noch lauter sprechen, daß der Kutscher und die Leute in den nächsten Häusern es verstehen?"

Bei dieser Anrede stand Merle wie vom Blitze getroffen da. Er wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe, als er von einem Unbekannten Anklagen gegen sich vernahm, die er zwischen sich und den zunächst an seinen Verbrechen Betheiligten begraben glaubte. Er begriff, daß jeder fernere Widerstand, jedes Läugnen vergeblich sei, und für ihn nur die einzige Hoffnung bliebe, durch schnelles Nachgeben, anderer, hochgestellter Personen wegen verschont zu werden.

„Sprechen Sie nicht so laut," sagte er dann, und eine furchtbare Wuth erlangte wieder das Uebergewicht über seine Besorgniß; „der Teufel hat Ihnen Alles mitgetheilt, oder sonst hat das Weib seine Hand im Spiele gehabt! Nehmen Sie das Kind — überhaupt war die Sache nicht

böse gemeint, indem ich es zu seinen Freunden zurückbringen wollte."

Mit diesen Worten wendete er sich ab, um zu gehen.

Als er sich nach den beiden Genossen umschaute, da waren dieselben verschwunden. Für diese genügte, daß er bei seinem Namen genannt worden war, um schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Doch auch er hielt sich nicht länger auf; eine verzehrende Wuth im Herzen und die wildesten Flüche auf den Lippen, entfernte er sich. Er hatte gearbeitet, wider seinen Willen für Andere gearbeitet und sein Geld vergeudet, und das war der herbste Schlag, der ihn treffen konnte.

„Wo soll ich dem Herrn das Kind hintragen?" fragte der Mann, der, von Heinrich gehalten, bei diesem zurückgeblieben war.

Heinrich zog die Hand von des Mannes Schulter; es lag eine gewisse bedauernde Aufrichtigkeit im Tone der Stimme, die weitere Vorsichtsmaßregeln überflüssig erscheinen ließ.

„Legen Sie das arme Wesen recht behutsam hier hinein," entgegnete Heinrich in demselben versöhnlichen Tone, indem er den Kutschenschlag

öffnete; „aber recht vorsichtig, lieber Freund, damit es nicht erwacht und sich noch mehr ängstigt."

„Wenn es nur überhaupt wieder erwacht!" versetzte der Vagabund bedeutungsvoll, Heinrich's Aufforderung nachkommend.

„Was meinen Sie damit?" fuhr Heinrich erschreckt auf.

„Lieber Herr, das Kind ist krank, sehr krank — ich sah es beim Scheine der Lampe — seit ich mit ihm das Haus verließ, hat es noch kein Glied gerührt. Ich würde an Ihrer Stelle zu einem Arzt fahren."

Den vereinigten Bemühungen der beiden Männer war es unterdessen gelungen, Lieschen auf den bequem und weich gepolsterten Sitz niederzulegen, worauf Heinrich ihr noch das zusammengerollte Tuch unter den Kopf schob und sie mit seinem Mantel zudeckte.

Auch ihn hatte eine unbesiegbare Angst ergriffen, als der schmächtige, schlaffe Körper ohne das geringste Zeichen von ihm innewohnendem Leben blieb. Dazu waren die kleinen Hände eisig kalt geworden, und selbst aus den Schläfen wich allmählich die Gluth, die kurz vorher noch das liebliche Lockenhaupt zu zersprengen gedroht hatte.

„Wenn es eine Leiche wäre, die ich heimbringe!“ dachte er schaudernd, indem er sich dem ohnmächtigen Lieschen gegenübersetzte; dann aber neigte er sich noch einmal zum Wagen hinaus.

„Zum Doctor Bergmann, so schnell als möglich!“ befahl er dringend.

Der Vagabund schob den Kutschenschlag leise zu und trat zurück; Heinrich achtete nicht auf ihn. Die Pferde zogen an, und dahin rollte der Wagen, als hätten die Rosse die Schwingen eines Vogels besessen.

Der Gauner blickte dem Wagen sinnend nach.

„Geht mir ein schön Stückchen Geld verloren,“ murmelte er achselzuckend, „aber es schadet nicht, und hätte mein Kopf auf dem Spiele gestanden, ich hätte dem Merle das kranke Kind nicht überlassen — ein Glück, daß der fremde Herr dazu kam, es wäre sonst gewiß eine Rauferei geworden.“

Mit solchen Gedanken setzte er sich langsam in Bewegung. Der Verlust der ihm zugesicherten Belohnung schmerzte ihn nicht; er war sogar heiter gestimmt und überlegte, ob es nicht am Ende besser sei, ehrlichere Arbeit zu suchen.

Der flehende, ergebungsvolle Blick des ver-

folgten Kindes hatte diese Umwandlung seiner Gesinnung bewirkt; es war ein Blick gewesen, der sich tief, vielleicht unauslöschlich tief in seine Seele eingegraben hatte.

19.

Das Wiederfinden.

Nachdem Renate persönlich dem Kutscher Verhaltungsmaßregeln ertheilt und den Wagen hatte davonfahren hören, begab sie sich in ihr mit so viel Geschmack und Sinnigkeit eingerichtetes Wohngemach zurück, wo sie von Marie sehnsüchtig erwartet wurde.

Letztere hatte sich, wie verabredet, bereits am frühen Abende eingestellt, und da die Gräfin ausdrücklich befohlen, daß sie für Niemanden, außer für den Doctor Bergmann, zu Hause sei, so war ihr Gelegenheit geworden, umständlich zu erzählen, wie Lieschen in Reichart's Haus gekommen und wieder aus demselben verschwunden sei.

Sie verschwieg nichts; selbst ihren Besuch

bei Herrn Seim beschrieb sie ausführlich, wie dessen Worte und Benehmen sie mit Argwohn erfüllt und sie fast überzeugt hätten, daß er um den Aufenthalt des Kindes wisse, jedoch seine geheimen Gründe habe, darüber zu schweigen.

Renate hörte aufmerksam zu, und in demselben Grade, in welchem Marie das Bild ihres glücklichen Zusammenlebens mit Lieschen vor ihr aufrollte, steigerte sich auch ihre Theilnahme sowohl für die Erzählerin selbst, wie für deren räthselhaften Schützling.

Als dieselbe dann endlich Herrn Seim's erwähnte, pflichtete sie ihr in allen Stücken bei, und ohne Rückhalt erklärte sie, daß sie selbst stets eine gewisse Abneigung gegen das süßlich zuvorkommende Wesen des Vorstehers empfunden und nur im Interesse seiner Schutzbefohlenen sich gern überwunden habe, gelegentlich mit ihm zu verkehren.

Das seltsame Benehmen der Mutter des Kindes, denn von einer solchen hatte Herr Seim ja ausdrücklich gesprochen, vermochte sie ebenfalls nicht zu begreifen, und viel angemessener hätte sie es gefunden, wenn dieselbe frei und offen vor die Retter ihres Kindes hingetreten wäre, um ihnen zu danken und ihnen zu gleicher Zeit,

wenn sie ihre Tochter auch zurückforderte, gewissermaßen ein kleines Anrecht an das ihnen so lieb gewordene Kind einzuräumen.

In dieser Weise suchte Renate zu trösten und aufzurichten, und in der freundlichen Absicht, Mariens Gedanken mit anderen Dingen zu beschäftigen, lenkte sie allmählich das Gespräch auf sie selbst und ihre Vergangenheit hinüber, namentlich auf den befremdenden Umstand, daß sie, die doch eine sorgfältige Erziehung genossen habe, eine Erziehung, welche sie berechtige, sich in anderen, ihrer Bildung mehr entsprechenden Kreisen liebreich wirkend zu bewegen, doch nicht angestanden habe, wieder in die bäuerlichen Verhältnisse zurückzutreten.

Auf diese mit innigster Theilnahme gestellte Frage blickte Marie zweifelnd vor sich nieder; die Farbe auf ihrem guten Antlitze wechselte, und als sie ihre schönen, dunkeln Augen mit rührend flehendlichem Ausdrucke wieder zu Renaten aufschlug, da perlten Thränen in denselben.

Renate erröthete; sie sah, daß sie eine schmerzhafte Saite in Mariens Gemüth getroffen hatte, und aufrichtig bereute sie, wenn auch von den wohlwollendsten Gefühlen geleitet, nach deren früheren Verhältnissen geforscht zu haben.

„Nein," brach sie stotternd das Schweigen, indem sie Mariens Hand ergriff und ihr zugleich, wie einer Schwester, die einfach geordneten Haare von der Stirn zurückstrich, „sagen Sie mir nichts, ich war unvorsichtig; ich wünschte, Ihre Gedanken freundlicheren Bildern zuzuwenden, und ohne es zu ahnen verletzte ich Sie. Verzeihen Sie mir und erzählen Sie lieber von Ihrem Dorfe, von Ihrem Bruder und dessen Gattin und was Ihnen sonst noch zur Freude gereicht."

Marie lächelte wehmüthig; war sie eben noch von Zweifeln befangen gewesen, so hatte Renatens liebevolles und zartes Benehmen dieselben schnell verscheucht.

„Seit einer Reihe von Jahren habe ich nicht von meiner Vergangenheit gesprochen," hob sie an, und ihre Stimme zitterte leise vor innerer Erregung, „und nur sehr Wenige giebt es auf der Welt, welche dieselbe theilweise kennen. Das war bis jetzt mein Trost; ich konnte, ohne durch grausame Forschungen belästigt zu werden, im Hause meines Bruders den mir ursprünglich von der Vorsehung zuerkannten Lebensweg verfolgen und dabei ungestört der hinter mir liegenden Tage gedenken, wie man wohl eines kurzen, mit süßen Bildern, aber auch mit trüben, schmerz-

lichen Erinnerungen reich durchwebten Traumes gedenkt."

Hier seufzte Marie tief auf; Thränen rollten über ihre Wangen, doch lächelte sie der sie bewundernd anschauenden Gräfin freundlich zu. Diese aber fühlte sich seltsam bewegt durch den feierlichen Ernst, der in Mariens Worten lag und welcher durch die gewählte, sichere Redeweise und durch den sanften, klangreichen Ton ihrer Stimme einen doppelt zum Herzen dringenden Ausdruck erhielt.

„Ihnen, verehrteste Gräfin," hob Marie gleich darauf wieder an, „die Sie es verstanden haben, mein hingebendstes Vertrauen zu erwecken und für sich zu gewinnen, theile ich mit Freuden Alles rückhaltlos mit, was mein vergangenes Leben betrifft und mir nur immer der Mittheilung werth erscheint. Es wird mir sogar einen wehmüthigen Genuß gewähren, einen Genuß, wie er mir bis jetzt noch nicht beschieden war, indem ich mich der Ueberzeugung hingeben darf, daß Sie mich verstehen, mich meiner Erfahrungen wegen nicht tadeln."

Und nun begann sie zu erzählen von ihrer Geburt und von ihrer Kindheit, so weit sie nur zurückzudenken vermochte, und von der heitern

Seligkeit, die damals in ihrem Herzen wohnte. Aber auch des ersten Schmerzes gedachte sie, den sie bei dem Verluste der Mutter und der darauf folgenden Trennung vom elterlichen Hause empfunden habe. Mit lebhaften Worten schilderte sie ihren Aufenthalt im Hause der alten Gräfin, und wie zwischen ihr und ihrer Wohlthäterin sehr bald ein so inniges Verhältniß entstanden sei. Die Kränkungen, welche sie zuweilen von anderen Leuten erdulden mußte, berührte sie nur ganz flüchtig; aber Namen nannte sie, Namen, bei deren Nennung die junge Gräfin erschreckt emporfuhr, weil sie sich erinnerte, gehört zu haben, daß der Graf Hannibal und seine Schwester die einzigen Erben der alten Gräfin gewesen und den großen Reichthum unter sich getheilt hätten.

Auch von dem Vater des Grafen Hannibal hatte Renate gehört, jedoch nur wenig. Sie vermuthete, daß zwischen Vater und Kindern kein gutes Einvernehmen geherrscht habe, indem der alte Graf schon vor vielen Jahren nach dem südlichen Deutschland gezogen sei, und sich seit jener Zeit, nachdem er den Kindern ihr mütterliches Erbtheil zur Verfügung gestellt, nicht mehr bei diesen hatte blicken lassen.

Marie trat indessen mit aller Entschiedenheit auf des alten Grafen Seite. Sie schilderte sein wohlwollendes, freundliches Wesen und seine edle Selbstverläugnung, die darin ihren untrüglichsten Beweis gefunden, daß er, um seinen Kindern nichts zu entziehen, so weit sie es habe beurtheilen können, gerade nicht in den glänzendsten Verhältnissen gelebt habe. Auch seiner Freundschaft für den Predigtamts-Candidaten gedachte sie mit Wärme, und als sie dieses Umstandes erwähnte, lenkte sie fast unbewußt das Gespräch auf ein Verhältniß, aus welchem ihr so manche glückliche, beseligende Stunden, aber auch so viele Jahre des bittersten Schmerzes erwachsen waren.

O, wie ihr gutes Antlitz sich belebte, als sie alle die Vorzüge hervorhob, welche denjenigen auszeichneten, dem sie einst ihre erste, ungetheilte Liebe geschenkt hatte; wie ihre milden, ergebungsvollen Augen noch heute in wehmuthsvoller Freude erglänzten, während sie von den süßen Hoffnungen sprach, die einst ihre Brust erfüllten und ihr das Leben so zauberisch schön, so verlockend erscheinen ließen! Aber ein grausames Geschick hatte mit erbarmungsloser Hand ihre holden Jugendträume vernichtet, ihr Leben vergällt, ihre Hoffnungen unheilbar zerstört und zertrümmert.

Ihre Lippen bebten, während sie dies aussprach, allein ihre Augen blieben trocken. Sie konnte wohl um das verlorene Lieschen weinen, allein für den aus jenen Jahren mit herübergebrachten Seelenschmerz hatte sie keine Thräne; er war ja noch immer so heiß, so sengend, daß er die lindernden Thautropfen, noch ehe sie ihre Quelle verließen, schnell auftrocknete und dörrte.

Aber Renate, die gute, weichherzige Renate, die beim Anblicke fremder Leiden alles Andere und am meisten ihr eigenes glückliches Loos vergaß, sie hatte noch keine Erfahrungen gemacht, bitter genug, um ihre tiefe Rührung hinter eine äußere ruhige Fassung verbergen zu können. Denn als sie fast athemlos auf die mit sanfter, versöhnender Stimme vorgetragenen Erlebnisse der Gefährtin lauschte, die selbst für diejenigen, die sie einst kränkten und verletzten, kein Wort des Vorwurfs oder der Anklage hatte, und die so geduldig, so ergeben in die Zukunft schaute, ohne mit dem Geschicke zu rechten oder zu hadern, da erweiterte sich ihr Herz vor inniger Theilnahme, und Thräne auf Thräne rollte über ihre sammtweichen Wangen.

„Arme, arme Marie!“ sagte sie fast flüsternd, sobald diese ihre Erzählung beendigt hatte.

Es waren die einzigen Worte, welche in der nächsten Zeit gesprochen wurden, allein sie schienen eine ganze Welt des Trostes und der Liebe zu enthalten. Marie fühlte sich durch dieselben seltsam erleichtert, und überwältigt von einer unbeschreiblichen Regung der Dankbarkeit, führte sie unter hervorbrechenden Thränen die Hand Renatens an ihre Lippen, um von dieser in eine innige Umarmung gezogen zu werden.

„Ach, wenn ich öfter so weinen könnte," sagte Marie endlich, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, und bescheiden zog sie sich von Renaten zurück, „ich glaube, ich litte nur halb so schwer!"

„Sie müssen Ihre jetzigen Verhältnisse verlassen und eine andere Umgebung aufsuchen," entgegnete Renate freundlich; „ich begreife sehr wohl, daß dort, wo Niemand, und liebte er Sie noch so sehr, Ihren Kummer versteht, derselbe um so heftiger an Ihrer Seele nagt. Sie arbeiten, es ist wahr, doch nach meinem Urtheile sind Ihre Arbeiten solche, welche nur den Körper beschäftigen, dagegen dem Geiste gestatten, seinen eigenen Weg zu gehen und sich fort und fort und immer wieder von Neuem in die Erinnerung

an das zu versenken, was unrettbar verloren ist, durch nichts in der Welt ersetzt werden kann."

„Mein Bruder und meine Schwägerin, was sollten sie wohl ohne mich beginnen?" fragte Marie, und aus ihrer Stimme sprach die unbegrenzte Liebe, mit welcher sie an den Ihrigen hing; „sie haben sich so sehr an mich gewöhnt, und namentlich seit sie ihr einziges Töchterchen begruben, bin ich ihnen unentbehrlich, unersetzlich geworden."

„Auch dafür muß Hülfe geschafft werden, und mangelt mir selbst auch die erforderliche Einsicht, hier maßgebenden Rath zu ertheilen, so besitze ich doch in dem Doctor Bergmann einen Freund, auf dessen gediegenes Urtheil wir Beide uns blindlings verlassen dürfen. O, Sie glauben nicht, was der gute Doctor und ich schon Alles bewirkt haben! Auch bei Ihnen wird und muß es uns gelingen, eine andere Stimmung hervorzurufen, Sie mehr dem Leben und einem Ihren Anschauungen und Kenntnissen entsprechenden Wirkungskreise wiederzugeben."

„Sie wollen Ihrem Freunde Alles mittheilen, was ich Ihnen eben erzählte?" fragte Marie mit unverkennbarer Besorgniß.

„Nein, meine theure Freundin, befürchten

Sie dergleichen nicht von mir," tröstete Renate; „allein Sie selbst werden ihm Alles erzählen, und zwar mit derselben Offenheit, mit demselben Vertrauen, mit welchem Sie zu mir gesprochen haben. Es wird nicht gleich geschehen, auch sollen Sie nicht dazu gedrängt werden; allein wenn Sie ihn erst kennen und er in seiner treuherzigen, biedern Weise eine Frage an Sie richtet, so werden Sie eben so wenig wie ich zögern, Ihr Herz vor ihm auszuschütten."

Unter solchen Gesprächen war die Zeit herangekommen, in welcher Renate den Wagen fortschicken mußte. Sie hatte Marie davon unterrichtet, daß ein Brief von des Doctors Neffen sie dazu veranlaßt habe, und zugleich mancherlei Vermuthungen geäußert, zu welchem Zwecke ihre Beihülfe verlangt sein könne.

Als sie nach Abfertigung des Kutschers wieder zu Marie in das Gemach zurückkehrte, erhob sich diese sogleich und ging ihr entgegen.

„Die Nacht ist bereits weit vorgeschritten," hob sie mit der ihr eigenthümlichen Bescheidenheit an, „Sie erlauben daher wohl, daß ich mich zurückziehen darf."

„Gewiß, meine liebe Freundin, und ich selbst will Sie in das Ihnen bestimmte Stübchen füh-

ren; Sie sind ohne Zweifel erschöpft und müde. Sollten Sie indessen nur aus freundlicher Rücksicht mich allein lassen wollen, so bitte ich Sie dringend, bei mir zu bleiben. Die Ruhe würde mich, selbst wenn ich sie suchte, fliehen; ich bin zu aufgeregt, zu gespannt auf das, was da vorgeht, wohin ich meinen Wagen schickte. Doch Sie müssen sehr erschöpft sein."

„Wie vermöchte ich zu schlafen, nachdem ich mir meine Vergangenheit eben erst so lebhaft vergegenwärtigte?" entgegnete Marie mit einem dankbaren Blicke; „und dann, ich gestehe es offen, quält mich eine namenlose Unruhe um unser verlorenes Lieschen, eine Unruhe, die ich vergeblich niederzukämpfen suche. Mir ist es, als sollte ich das liebe Kind in diesem Leben nicht wiedersehen, als wäre alle unsere Mühe vergeblich."

„Sie täuschen sich, ganz gewiß, Sie täuschen sich," versetzte Renate, ihre Gefährtin sanft auf einen Sessel niederdrückend; „die Unruhe, welche wir Beide empfinden, rührt von dem Gespräche her, das uns in so hohem Grade aufregte, wozu sich noch die peinliche Ungewißheit über den Zweck gesellt, zu welchem Herr Bergmann sich den Wagen erbat. Mein Gott, er schrieb von einem Verbrechen, welches hintertrieben werden sollte. Möch-

ten seine Bemühungen von gutem Erfolge begleitet sein! Und bevor ich das weiß, bin ich nicht im Stande zu schlafen!"

Heftiges Klingeln auf der unteren Hausflur hinderte die Gräfin Renate weiter zu sprechen; statt dessen horchte sie gespannt, um aus dem bis zur ihr dringenden gedämpften Geräusche zu errathen, was den so herrisch Einlaß Begehrenden dorthin geführt haben könne.

Sie vernahm laute Stimmen, die sie indessen nicht von einander zu trennen und zu unterscheiden vermochte; als aber Jemand hastig die Treppe heraufschritt, sprang sie erfreut empor.

„Das ist Doctor Bergmann," rief sie aus, indem sie sich schnell der Thür näherte, um den Eintretenden zu empfangen, „gerade der Mann, welcher mir in diesem Augenblicke am allerwillkommensten ist. Herzlichen guten Abend, lieber Herr Doctor! Ein guter Gott hat Ihre Schritte hieher gelenkt," sagte sie darauf, als sie den alten Herrn vor sich sah; „aber ich erkenne Sie ja kaum wieder! Sie haben doch nicht etwa von einem Unglücke zu berichten?"

„Ihr ganz gehorsamer Diener!" entgegnete der Doctor fast athemlos mit einer höflichen Verbeugung; dann nahm er Hut und Stock in

die Linke, und nachdem er der Gräfin zierlich die Hand geküßt, zog er sein Taschentuch hervor, um sich zuerst den Schweiß von der Stirne zu trocknen und demnächst durch eine gewandte Bewegung der gespreizten fünf Finger nach oben sein dünnes Haupthaar in Pyramidenform emporzuwirbeln.

„Nein, meine theure Gräfin, von einem Unglücke habe ich nicht zu berichten, allein die Geduld hat mich etwas verlassen, obwohl ich sonst der ruhigste Mensch von der Welt bin! Da kommt nämlich mein Herr Neffe nach einer durchwachten Nacht nach Hause und erzählt mir ganz unglaubliche Wunderdinge, die er draußen bei unserer Frau Merle erlauscht hat; dann, während ich meine Besuche abstatte und auch bei Ihnen vorzusprechen mir erlaube, ohne Sie zu finden, verschwindet er mir unter den Händen, um sich den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein nicht wieder sehen zu lassen. Ich wette darauf, er ist hin, um uns in's Handwerk zu pfuschen und neue Entdeckungen mit nach Hause zu bringen — es ist unverantwortlich — ohne mir ein einziges Wort davon zu sagen, so daß ich wie ein Blinder im Dunkeln umhertappen muß.

Aber, liebe Gräfin, ich störe doch wohl nicht, denn wie ich sehe, haben Sie Besuch?"

„Nein, bester Herr Doctor, Sie stören mich nie, und am allerwenigsten heute Abend. Eine Freundin, die ich im Laufe des Tages gewonnen habe," fügte sie, mit einer anmuthigen Handbewegung auf Marie weisend, hinzu, welche sich erhoben hatte und den Doctor mit einfachem und nichts weniger als geziertem Anstande begrüßte; „meine neue Freundin heißt Marie Reichart, und ich erlaube mir, sie Ihrem Wohlwollen auf das angelegentlichste zu empfehlen."

Der Doctor warf einen langen, prüfenden Blick auf Marie. Offenbar befriedigten ihn der Ausdruck und die ganze äußere Erscheinung der unter seinem forschenden Blicke erröthenden Fremden, denn er nickte einige Male leicht und billigend mit dem Haupte, worauf er dicht zu ihr herantrat.

„Seien Sie mir herzlich gegrüßt, liebes Kind!" sagte er freundlich, indem er Mariens Hand kräftig schüttelte. „Sie können stolz darauf sein, daß die Gräfin Sie so warm empfiehlt; wäre indessen gar nicht nöthig gewesen, denn auf den ersten Blick erkannte ich in Ihnen ein braves, gutes Mädchen, und wenn ich irgend

Etwas für Sie thun kann, so wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich; sei es Tag oder Nacht, ich bin jederzeit bereit, ausgenommen, wenn mich mein Beruf an das Lager eines Kranken führt."

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor, aus vollstem Herzen danke ich Ihnen!" entgegnete Marie. „Ich befinde mich leider in der traurigen Lage, früher, wie Sie vielleicht denken, um Ihren gütigen Rath und Beistand bitten zu müssen — nicht für mich, Herr Doctor, nein, nicht für mich, obwohl auch ich mit dabei betheiligt bin," fügte sie mit einer leichten Verwirrung hinzu, als sie auf des Doctors Gesicht eine unverkennbare Ueberraschung bemerkte, dieselbe aber in ihrer Anspruchslosigkeit falsch deutete.

Kaum hatte sie indessen geendigt, da drehte der Doctor sich auf derselben Stelle um, und nachdem er einen kleinen Kreis eilfertig abgeschritten, blieb er plötzlich vor Renaten stehen.

„Und ich soll wirklich glauben, die Dame dort sei eine Bäuerin?" Tausend Welt, meine liebe Renate, mich für so kurzsichtig zu halten! Aber ich verstehe, oder ich ahne es vielmehr: man hat sich zu irgend einem Zwecke verkleidet, und wäre ich etwas später gekommen, hätte ich vielleicht

das Vergnügen gehabt, auch eine gewisse Gräfin Renate in der kleidsamen Tracht einer Bäuerin zu finden."

„Sie haben Recht, und auch wieder nicht," entgegnete Renate mit einem holden Lächeln über des alten Herrn Eifer; „aber beruhigen Sie sich, Sie sollen Alles erfahren. Doch setzen wir uns und tauschen wir aus, was Jeder von uns zu berichten hat."

Der Doctor legte seinen Hut zur Seite, den Stock behielt er in der Hand, und bald darauf saßen alle Drei um den kleinen Sophatisch, ernstlich erzählend, berathend und verhandelnd.

Und viel war es, was zur Sprache gebracht wurde, und mancherlei waren die Schlüsse, die gezogen, die Vermuthungen, welche aufgestellt, und die Vorschläge, die gemacht wurden; denn bald handelte es sich um die Auffindung des geraubten Kindes, bald um Frau und Tochter des Gauners, die man dem verderblichen Einflusse des Letzteren zu entziehen wünschte, bald wieder um Heinrich Bergmann und die geheimnißvollen Zwecke, welche er verfolgte, offenbar, wie der Doctor sich äußerte, um zu beweisen, daß er, trotz seiner Jugend, gescheidter als sein Onkel sei.

Ueberhaupt kam der Doctor, so oft er auch zu seiner Tabaksdose oder der stummen Flöte greifen mochte, an diesem Abende nicht aus der Aufregung heraus, denn zu wunderbar erschien ihm die Verkettung von Umständen, welche namentlich die Familie Merle's betrafen und dabei in naher Beziehung zu einzelnen vornehmen Familien zu stehen schienen. Um keinen Preis aber hätte er Renatens Haus verlassen, ohne vorher durch den heimkehrenden Kutscher Aufschluß über das nächtliche Abenteuer seines Neffen erhalten zu haben.

„Das wird viel zu thun geben in den nächsten Tagen," wiederholte er immer wieder, indem er seine Haarpyramide kühn emporsträubte oder seinen Stock heftig auf den mit dicken türkischen Teppichen belegten Fußboden stieß. „Tausend Welt, sehr viel! Allein wir müssen systematisch mit unseren Curen beginnen, und wirft uns mein ehrenwerther Neffe nicht noch irgend einen nothwendig zu erledigenden Kram in den Weg, so muß die Auffindung des Kindes unsere erste Sorge sein. Am besten ist es jedenfalls, wir setzen meinen Heinrich auf dessen Spur; ich kenne den Jungen, der ruht und rastet nicht eher, als bis er wenigstens Nachrichten über

dasselbe beibringt, die dann zu weiteren Entdeckungen führen. Zu derselben Zeit aber begebe ich mich zu Herrn Seim, um ihm den Daumen auf's Auge zu drücken, und bin ich da fertig, dann soll auch die arme Frau Merle mit ihrem Töchterchen nicht vergessen werden — Tausend Welt! Ein solcher Halunke, bei Nachtschlafenszeit förmlich mit Gewalt bei Frau und Kind einzubrechen, um sie zu quälen, zu martern und zu nichtswürdigen Missethaten zu zwingen! Aber warte, mein Freund, ich forsche Alles aus; ich forsche aus, wer der saubere Graf ist, und eben so, was das mit dem entwendeten Documente zu bedeuten hat, oder ich heiße nicht Doctor Bergmann!"

Unter solchen Gesprächen enteilte die Zeit schnell, und als die Mitternachtsstunde verstrichen war, da wußte der Doctor Alles, was vor seinem Eintreffen zwischen den beiden Mädchen zur Sprache gekommen; nur über Mariens Verhältniß zu dem angehenden Prediger hatte man rücksichtsvoll geschwiegen.

Nach diesen gegenseitigen Mittheilungen stellte sich indessen wieder eine wachsende Unruhe über die lange Abwesenheit des Wagens ein. Des Doctors Ungeduld erreichte einen so hohen Grad,

daß er sich kaum zu lassen wußte und mehrfach nach dem Hute griff, um sich persönlich nach dem Wagen umzusehen; doch erinnerte er sich glücklicher Weise jedes Mal noch zur rechten Zeit, daß er nicht wisse, in welcher Richtung er ihn zu suchen habe, und die Stadt sehr groß sei. Dann riß er auch wohl seine Uhr hervor, um sie gleich darauf, ohne sich vom Stande der Zeit überzeugt zu haben, wieder in die Tasche zu schieben, oder er ging einige Male in schnellem Tacte auf und ab, fortwährend auf seinen „naseweisen Herrn Neffen" schmähend, um ihn in der nächsten Minute für einen der vorzüglichsten Menschen zu erklären, die jemals die Mutter Erde trug, und seinen Ausspruch durch einen flinken Läufer auf seinem Stocke gehörig zu bekräftigen.

Aber auch den beiden Mädchen wendete er seine Aufmerksamkeit zu, wenn auch nur flüchtig; denn fast in demselben Athem, in welchem er Renaten versicherte, daß der Wagen nunmehr bald eintreffen müsse, fragte er Marie, ob sie wohl glaube, daß er noch lange ausbleiben werde.

Diese nun wieder wußten nicht viel zu entgegnen; Renate blieb dabei, daß sie hoffe, Herrn Heinrich Bergmann sei das geheimnißvolle Un-

ternehmen geglückt, und zwar ohne nachtheilige Folgen für sich selbst, während Marie mit wachsender Angst sich in allerlei Muthmaßungen über den unbekannten Aufenthaltsort ihres geliebten Lieschens erging.

Endlich, die Mitternachtsstunde war bereits längst vorüber, hielt unten ein Wagen, und gleichzeitig wurde die Hausthür aufgerissen.

Der Doctor, Renate und Marie sprangen empor, und während Ersterer in seiner Leidenschaftlichkeit die Treppe hinuntereilte, blieben die beiden Mädchen oben an dem Geländer stehen.

„Befindet sich Doctor Bergmann hier?" erschallte Heinrich's Stimme von der Hausflur laut und dringend herauf.

„Er ist hier, mein Sohn!" antwortete der Doctor, die letzten Stufen mehr hinabfliegend, als schreitend; „er ist hier — aber um Gottes willen, was bringst Du, was ist geschehen?"

„Ein krankes Kind, welches schneller ärztlicher Hülfe bedarf," erwiderte Heinrich; „Gott sei Dank, daß ich Dich gefunden habe! Aber wo soll ich es hinbringen? Jede Zögerung kann über Leben und Tod entscheiden!"

„Hier herauf, Herr Bergmann, hier herauf!" rief Renate über das Geländer hinunter, sobald

sie den jungen Officier erkannte, der eine in seinen Mantel gehüllte Gestalt auf seinen Armen trug. „Folgen Sie mir nach, ich eile voraus, um die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des armen Wesens zu treffen!

„Kommen Sie," wendete sie sich darauf an Marie, die bleich und verwirrt neben ihr stand, „kommen Sie und helfen Sie mir — welch ein Glück, das Sie bei mir sind! So freundlich die Dienstboten auch sein mögen, so verstehen sie doch beim besten Willen nicht, mit Kranken zart genug umzugehen."

Mit diesen Worten verschwand Renate in der offenen Thür ihres Gemaches und Marie folgte ihr auf dem Fuße nach.

Der Doctor und Heinrich erreichten bald darauf das Stübchen, in welchem Ersterer kurz vorher mit den beiden Mädchen gesessen hatte. Renate und Marie traten gerade durch die gegenüberliegende Thür mit mehreren Pfühlen und Kissen herein, um auf dem Sopha ein bequemes Lager herzustellen.

Kaum bemerkte dies der Doctor, so befand er sich auch bei ihnen, und mit manchen lobenden Bemerkungen über Renatens Umsicht und daß das erwärmte Gemach sich am besten zur

vorläufigen Aufnahme eines Kranken eigne, wies er sie an, wie sie die Kissen legen sollten.

„Nun schnell das Kind her!“ rief er darauf mit gedämpfter Stimme seinem Neffen zu; „liebe Marie, nehmen Sie es ihm ab, so — so, recht vorsichtig; entkleiden wollen wir es später — vor allen Dingen muß ich seinen Zustand kennen lernen.“

Marie nahm mit möglichster Sorgfalt die Last von Heinrich's Armen; kaum aber sank der verhüllende Mantel zur Erde, kaum hatte sie einen Blick auf das stille, hochgeröthete Antlitz des bewußtlosen Kindes geworfen, da entrang sich ihrer Brust ein durchdringender Ruf, in welchem inniges Entzücken und Todesangst sich ergreifend mit einander vereinigten.

„Lieschen, mein einziges Lieschen!“ rief sie mit einem Ausdrucke, daß Renate dadurch bis in die Seele erschüttert wurde und sogar dem guten Doctor die Thränen in die Augen traten; dann aber zu dem Sopha hinstürzend, legte sie das Kind behutsam auf die Pfühle, worauf sie auf die Kniee sank und das holde Gesichtchen und die zarten Hände mit heißen Küssen bedeckte.

„Lieschen, mein armes Lieschen, wie muß ich Dich wiederfinden!“ murmelte sie mit vor Schluch-

zen halb erstickter Stimme. „Was haben sie mit Dir gemacht, mein armes Kind? Ach, nur einmal schlage Deine süßen Augen auf! Lieschen, kennst Du Deine Marie nicht mehr? Lieschen, Lieschen, höre mich, gieb doch nur ein leises Lebenszeichen von Dir!“

Diese ganze Scene war so plötzlich, so unerwartet erfolgt, daß der Doctor sowohl wie Renate und Heinrich förmlich verwirrt dastanden und kaum einem andern Gefühle, als dem der innigsten Rührung zugänglich waren. Als Marie aber immer lauter und verzweiflungsvoller des Kindes Namen rief, erinnerte sich der Doctor, daß er hier zu handeln, die erste Sorge für das augenscheinlich schwer erkrankte Kind zu übernehmen habe.

Er trat leise zu Marien heran, und ihr seine Hand mit sanftem Drucke auf die Schulter legend, bat er sie, ihm auf kurze Zeit ihren Platz einzuräumen.

„Herr Doctor, dies ist Lieschen, von der ich Ihnen erzählte,“ entgegnete Marie, noch immer auf den Knieen, indem sie angstvoll zu dem Doctor emporschaute; „dies ist unser Lieschen, und nun stirbt sie — nein — nein, es ist nicht möglich! Lieschen, mein liebes, gutes Lieschen!“

rief sie aus, sich abermals über das Kind hinneigend.

Lieschen schlug matt die Augen auf; ob sie Marien erkannte, war nicht ersichtlich, indem sich dieselben sogleich wieder schlossen. Aber ein süßes Lächeln breitete sich über das fieberhaft glühende Antlitz aus, und als ob sie das Bild der geliebten Pflegerin in ihre krankhaften Phantasien aufgenommen und Schutz gegen die sie ängstigenden Bilder habe suchen wollen, schlang sie ihre Arme um Mariens Hals.

„Sie lebt, sie hat ihre Marie erkannt," schluchzte diese kaum verständlich, „und sie wird zu ihren Eltern zurückkehren . . ."

„Sie wird nicht leben, nicht zu ihren Eltern zurückkehren, wenn Sie mir nicht gestatten, meine Pflicht zu erfüllen!" sagte der Doctor jetzt ernst, indem er versuchte, Marie sanft zurückzudrängen.

Marie starrte den Doctor entsetzt an.

„Mein ganzes Herz hängt an dem lieben Wesen!" entgegnete sie mit rührender Stimme, doch ehe sie weiter zu sprechen vermochte, legte sich ein weicher Arm um ihren Hals.

„Kommen Sie, liebe Freundin," flüsterte Renate ihr zu, „geben wir dem Arzte Raum, da-

mit er den Zustand des Kindes prüfe und seine Maßregeln danach treffe."

„Mein Gott, ja," versetzte Marie, wie schlaftrunken, und zögernd erhob sie sich; „die Freude — der Schmerz, ich wußte nicht, was ich that, — ich glaubte, unser Lieschen stände am Rande des Grabes, und ich wollte ihr doch noch einmal in die theuren Augen schauen!"

Der Doctor hatte sich unterdessen vor das Kind hingesetzt. In der einen Hand dessen Unterarm haltend, seine andere Hand auf die von üppigen, ungeordneten Locken umwallte Stirn gelegt, sah er lange mit regungslosen, fast starren Blicken auf das liebliche Antlitz hin.

Seine Lebhaftigkeit und seine Leidenschaftlichkeit waren plötzlich von ihm gewichen, und hätte um ihn her die grenzenloseste Verwirrung geherrscht, er würde es nicht gemerkt haben. Er war jetzt nur noch Arzt, für ihn gab es nur noch das leidende Kind und sein eisernes Trachten, die Krankheit zu erkennen und durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu bekämpfen.

Die Augen der übrigen Anwesenden hingen an seinem ernsten Gesicht; angstvoll beobachteten sie die leiseste Bewegung seiner Züge, um aus denselben auf den Zustand des Kindes zu schlie-

ßen. Allein seine Züge waren undurchdringlich; Niemand vermochte zu errathen, was hinter denselben vorging, es sei denn, man hätte sich darauf beschränkt, ein tiefes Mitleid herauszulesen, welches ganz zu verbergen er nicht im Stande war, und das zu verbergen er sich auch nicht bestrebte.

In tiefes Nachdenken versunken, saß er da, und wer ihn beobachtet hätte, wie das gewichtige Bewußtsein: in dem vorliegenden Falle nicht eine Fiber seines Geistes außer Thätigkeit lassen zu dürfen, auf seiner hohen Stirn thronte, der hätte in ihm kaum den heitern, alten Herrn wiedererkannt, der durch seine seltsamen Gewohnheiten und eine gewisse Zerstreutheit in äußeren Dingen Freunden und Bekannten, ja, seinen Mitmenschen im Allgemeinen so häufig Veranlassung zu harmlosem Verlachen gab.

„Das Kind hat ein gastrisches Fieber, und die pünktlichste und sorgfältigste Pflege ist geboten," sagte er nach einer Weile mit ruhiger Entschiedenheit, indem er sich erhob.

„Wird es gerettet werden?" fragte Marie, ihre gefalteten Hände flehentlich emporhebend.

„Unser Aller Leben steht in Gottes Hand," entgegnete der Doctor feierlich; „wer kann wissen,

was über uns verhängt ist? Wohl aber darf ich behaupten, daß unser Schützling sich noch nicht außer dem Bereiche menschlicher Hülfe befindet. Entkleiden Sie das Kind und machen Sie ihm seine Lage so bequem, wie möglich; — es von hier fortbringen, hieße seinen Tod besiegeln," wendete er sich an Renate, die mit rührendem Eifer ihre Bereitwilligkeit aussprach, Lieschen bis zu ihrer vollständigen Genesung und noch länger bei sich zu behalten.

„Man wird Ihnen kaltes Wasser und die nöthigen Tücher bringen," fuhr der Doctor darauf zu Marien fort, die nunmehr wieder mit der ihr eigenthümlichen liebevollen, überlegenden Ruhe sich um ihren Liebling beschäftigte; „ich weiß, Sie möchten die Pflege der Kleinen nicht gern an einen Andern abtreten, Sie verstehen es auch am besten; befeuchten Sie daher die Tücher und legen Sie dieselben in Form von Binden um Stirn und Schläfen des Kindes, ich meine, daß der Kopf immer wieder von Neuem gekühlt wird. Die Kleine leidet an einem betäubenden Kopfschmerz, und Kühlen ist das Einzige, was wir vorläufig anwenden können."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da brachte bereits ein Diener Wasser und Tücher. Er beeilte

sich daher, Marie unterweisend, die erste nasse Binde um den eine dürre Hitze ausströmenden Kopf des schwer und kurz athmenden Kindes zu legen.

„So fahren Sie fort," sagte er darauf mit einer unbeschreiblichen Milde in Ton und Wesen; „sobald Sie glauben, daß der Umschlag sich erwärmt hat, erneuern Sie ihn. Und nun Gott befohlen, mein liebes Kind, möge sein Segen auf Ihren Händen ruhen! Ich begebe mich nur in das Nebengemach, um weitere Anordnungen zu treffen und das Erforderliche herbeischaffen zu lassen.

„Kommen Sie, meine gute Renate," sagte er dann zu dieser, ihr höflich den Arm bietend — Heinrich hatte sich schon vorher auf einen Wink des Doctors zurückgezogen — „hier dürfen wir nicht stören, und dort können wir uns wieder nützlich machen; vor Allem Feder und Papier — eine überaus angenehme Erscheinung, die fremde Person — hm, als wenn die Vorsehung sie selber hierher geführt hätte, um ihren Schützling in Empfang zu nehmen — wunderbar, wunderbar sind die Wege des Herrn; welcher Sterbliche möchte sich vermessen, mit seinen blöden Augen bis in die weisen Fügungen des Himmels ein-

zubringen und das Warum einer jeden Begebenheit im voraus zu bestimmen oder auch nur zu errathen!"

Sie waren bei dem Schreibtische angekommen und der Doctor setzte sich nieder, ohne seinen etwas abseits harrenden Neffen zu beachten. Renate war durch die jüngsten Begebenheiten erschüttert; als sie aber Heinrich bemerkte, trat sie hastig auf ihn zu.

„Meinen innigsten Dank muß ich Ihnen dafür aussprechen," begann sie, und ihre Augen ruhten mit wunderbarer Klarheit auf dem jungen Officier, „daß Sie gerade mich dazu gewählt haben, Ihnen bei der Rettung des armen Kindes behülflich zu sein."

„An wen hätte ich mich sonst wenden sollen, meine gnädigste Gräfin?" entgegnete Heinrich, die so offen dargebotene Hand mit einem Anfluge von Verlegenheit küssend; denn wenn Renate auch im Drange der Ereignisse das vergessen hatte, was der Doctor ihr einst über seinen Neffen mittheilte, so traten Heinrich, als er die holde Gestalt in ihrer bezaubernden Lieblichkeit vor sich stehen sah, die mit seinem Onkel gewechselten Worte mit erhöhter Lebhaftigkeit vor die Seele.

„Das unglückliche Kind, über dessen Lebensgeschichte ein geheimnißvolles Dunkel waltet," fuhr er fort, „mußte gerettet werden; Zeit war nicht zu verlieren, und da ich wußte, mit welcher Freude Sie jedes Mal die Gelegenheit, Gutes zu stiften, begrüßen, so hielt ich es für meine Pflicht, das Geschick der armen Kleinen in Ihre Hände niederzulegen. Ich hoffe, mein Onkel wird mir nicht zürnen, daß ich ihm gewissermaßen vorgegriffen habe."

Diese letzte Bemerkung und die Erwähnung des Doctors mußten bei der Gräfin irgend welche Erinnerungen wachrufen, denn über ihre anmuthigen Züge breitete sich ein tiefer Purpur aus, und zugleich zog sie die Hand, die so lange in der Heinrich's geruht hatte, leise zurück. Ihr Gedankengang war unterbrochen worden, denn sie sann einige Secunden nach, ehe sie Antwort ertheilte.

„Wie könnte der Doctor Ihnen zürnen?" fragte sie, um den Blicken Heinrich's nicht wieder zu begegnen, sich halb nach dem mit seinen Verordnungen beschäftigten Arzte umschauend. „Wenn das Kind gerettet wird, so darf das nur Ihrem schnellen und entschiedenen Handeln zugeschrieben werden; und dann die mütterliche Freundin des

kleinen Mädchens, wie glücklich ist sie dadurch geworden, daß Sie das wiedergefundene Kind in ihre Arme legten — seltsam, wunderbar bleibt es, daß ich gerade mit ihr zusammentreffen, gerade sie bei mir aufnehmen mußte, sie, die mit so unendlicher Liebe an ihrem kleinen Schützlinge hängt und verzweiflungsvoll nach ihm forschte!"

Gern hätte Heinrich sich näher nach Marien erkundigt, die er anfänglich für Lieschens Mutter hielt; allein er scheute sich, mit Fragen vorzutreten, die für Ausbrüche von Neugierde gehalten werden konnten, obwohl er nicht bezweifelte, daß er gerade von Marie Mittheilungen erwarten durfte, die zu weiteren Aufklärungen, namentlich über den Grund der Entführung, leiten mußten.

In diesem Augenblicke gesellte sich der Doctor, mehrere Recepte in der Hand haltend, zu ihnen.

Renate rief einen Diener herbei, und sie sowohl wie Heinrich hörten gespannt auf die Weisungen, welche der Doctor dem Diener ertheilte, wobei er ihn dringend zur größten Eile ermahnte.

Als der Diener sich entfernt hatte, trat der Doctor dicht vor seinen Neffen hin; seine Hand wirbelte die etwas vernachlässigte und in Verfall

gerathene Haarpyramide empor, die nicht wenig dazu beitrug, die runde, behäbige Gestalt des alten Herrn um ein gutes Stück größer erscheinen zu lassen, und nachdem er zuerst seine Brillengläser abpolirt und demnächst seinen Neffen durch dieselben mit einem zufriedenen Blicke von oben bis unten betrachtet hatte, reichte er ihm Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand.

„Du bist nicht nur ein gescheidter, sondern auch ein braver Junge," begann er sehr eindringlich, ohne daß dabei der sinnende Ernst aus seinem Antlitze gewichen wäre; „hast mir eine rechte Freude bereitet und nicht minder Deiner wohlwollenden Gönnerin hier — nicht wahr, meine liebe Renate?"

Die Gräfin nickte zustimmend. Ein neues Erröthen verrieth abermals, daß sie sich einer früheren Unterhaltung mit dem Doctor erinnere und deshalb in Verlegenheit um eine Antwort sei.

Dem Doctor erschien dies sehr natürlich; nicht natürlich und sogar sehr tadelnswerth erschien ihm dagegen das Benehmen seines Herrn Neffen, der gar nicht auf ihn achtete, sondern die Zeit, in welcher Renate ihre Augen abwendete, dazu benutzte, das liebliche Mädchen mit einem so bewundernden Ausdrucke zu betrachten, daß auch

ein minder erfahrener Mann, als der Doctor, einen sehr richtigen Schluß auf seine Gedanken und Gemüthsstimmung hätte ziehen können. Der gute, alte Herr verwandelte deshalb den freundlichen, wohlwollenden Ton schnell in einen ernsten und verweisenden, wobei er nicht ermangelte, durch ein kurzes, energisches Emporsträuben der Haarpyramide seinem Aeußern einen imponirenden Charakter zu verleihen.

„Hast Deine Sache also ganz gut gemacht," wiederholte er mit leisem Kopfnicken; „doch muß ich streng tadeln, daß Du mich nicht mit in das Geheimniß zogst — ich hätte die Sache ganz anders eingerichtet....."

„Aber, lieber Onkel, Du kennst ja den Verlauf der Sache noch gar nicht," wagte Heinrich, der den alten Herrn annähernd durchschaute, diesen zu unterbrechen.

„Den kannst Du mir morgen erzählen, indem hier weder der Ort noch Zeit dazu ist," entgegnete der Doctor ungestüm; „jedenfalls würde ich an Deiner Stelle dafür Sorge getragen haben, daß ich nicht in die Lage gerathen wäre, die Gräfin, welche überdies eine zarte Gesundheit hat, so spät in der Nacht zu stören."

„Ich bin gewiß nicht gestört worden," ver-

setzte die junge Gräfin schüchterner, denn je in ihrem Leben; „im Gegentheil, es beglückt mich, daß....."

„Daß das Kind bei Ihnen in Sicherheit ist," fiel der Doctor noch ungeduldiger ein; „sehr richtig, meine liebe Renate, sehr richtig, das arme, kranke Kind darf und kann keine Störung für Sie sein; eben so stört auch der Besuch eines alten Leibarztes nie. Anders ist es dagegen mit jungen Leuten — also, mein lieber Heinrich, da fällt mir eben ein, daß Deine brave Tante nicht weiß, wo ich ein Ende genommen habe, und wahrscheinlich sehr in Sorge um mich ist. Erweise mir daher den Gefallen, gehe schnell nach Hause und sage ihr, daß ich wahrscheinlich noch eine Stunde länger ausbleiben würde; sollte sie indessen schlafen — sie ist ja an meine Lebensweise gewöhnt —, so lasse sie unter keiner Bedingung wecken, und nun Adieu! Morgen früh kannst Du mir Deine Abenteuer recht ausführlich erzählen."

Bei dem ersten Theile von des Doctors Rede war Heinrich vor Verdruß das Blut bis in die Schläfen hinaufgestiegen. Die demüthigende Behandlung, welche ihm in Gegenwart der Gräfin zu Theil wurde, erschien ihm so unverdient, so

ungerecht, daß er kaum noch wußte, wie er sich am besten der nach seiner Meinung lächerlichen Lage würde entziehen können. Die Art aber, in welcher Renate jene Aeußerung sichtbar auffaßte, und der halb schalkhafte, halb bedauernde und verlegene Zug, der um ihre Lippen spielte, richteten ihn wieder auf, und als er endlich den außerordentlich wichtigen Auftrag vernahm, mit welchem der alte Herr ihn betraute, da war er wieder mit ihm in so hohem Grade ausgesöhnt, daß er ein leichtes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Er traf Anstalt, sich zu empfehlen, und wendete sich mit einer Verbeugung der Gräfin zu.

„Des armen Kindes Geschick erregt meine lebhafteste Theilnahme," begann er zum größten Erstaunen seines Onkels, „und doppelt, weil ein unerklärlicher Haß es von einer mir noch unbekannten Seite her zu verfolgen scheint; ist mir daher gestattet, mich von Zeit zu Zeit persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen?"

„Sollst es viel bequemer haben, mein lieber Sohn," kam der Doctor schnell der Gräfin zuvor „ich bin hier Hausarzt, des Kindes Wohl liegt mir ebenfalls sehr am Herzen, und da kann ich Dir besser, wie jeder Andere, regelmäßig alle

Tage einige Male, wenn Du willst, den entsprechenden Bericht erstatten — und nun Gute Nacht! Kommen Sie, liebe Renate, wir wollen uns nach unserm Patienten umsehen."

Mit diesen Worten bot er der Gräfin den Arm; doch so schnell war er in seinen Bewegungen nicht, daß diese nicht Zeit gefunden hätte, von Theilnahme für den nach ihrer Ansicht beleidigten jungen Mann erfüllt, diesem halblaut zuzurufen, was sie bei ruhiger Ueberlegung vielleicht zu sagen nicht über sich gewonnen hätte:

„Erkundigungen sind oft nicht genügend, Herr Bergmann; wenn Sie sich zuweilen persönlich von dem Befinden des durch Sie vor dem Verderben bewahrten kleinen Mädchens überzeugen wollen, so werden Sie mir herzlich willkommen sein!"

Kaum aber hatte sie dies gesagt, da wendete sie sich auch schnell wieder ab, um zu verbergen, in wie hohem Grade sie über ihre Kühnheit in Verwirrung gerathen war, und dennoch hatte sie nicht mehr gesprochen, wie eben die Formen der Höflichkeit erheischten.

Ehe der Doctor und seine liebliche Gefährtin die Schwelle des Gemaches erreichten, in welchem Marie und das kranke Lieschen sich befanden,

vernahmen sie, daß die andere Thür sich leise hinter Heinrich schloß.

Renate blieb stehen und warf einen Blick zurück, wie um sich zu überzeugen, daß er wirklich gegangen sei.

„Herr Doctor," sagte sie dann zögernd, „Ihr Herr Neffe verdient doch wohl nicht ganz die schroffe Behandlung, welche Sie ihm zu Theil werden lassen. Ihm zu gestatten, sich nach unserem Schützlinge persönlich zu erkundigen, wäre doch wohl das Geringste gewesen, das man ihm für seine treuen Dienste hätte bieten können."

Der Doctor ließ den Arm der Gräfin mit Heftigkeit fahren und schritt hastig, aber mit geräuschlosen Schritten einmal in der Stube herum.

„Dacht' ich's doch, daß Sie wieder seine Partie nehmen würden," sagte er flüsternd, als er wieder bei Renaten eintraf; „ich will Ihnen auch bis zu einem gewissen Grade Recht geben, mein liebes Kind, denn mein Neffe ist in der That ein ganz ausgezeichneter Mensch, ein Mensch, der, was seinen Charakter betrifft, seines Gleichen sucht, und Niemand weiß das besser, als ich. Darum muß ich aber auch mit verdoppelter Gewissenhaftigkeit an seine Zukunft denken und ihn

vor Unglück zu bewahren suchen. Sie nennen mich schroff in meiner Begegnung; gut, wenn ich schroff gewesen bin, so hatte ich auch meine Gründe dazu. Tausend Welt! Wenn Sie ihn so beobachtet hätten, wie ich, so würden Sie meine Schroffheit ganz in der Ordnung finden. Leider besitzen Sie nicht meine Erfahrung und meinen geübten Blick — was Ihnen übrigens nicht zum Vorwurf gereicht —, oder Sie würden es ebenfalls gesehen haben."

„Aber was denn, lieber Doctor?" fragte Renate verwundert, jedoch mit einem unbestimmten Gefühle der Besorgniß.

„Und Sie fragen noch, meine theure Renate? Wollen Sie mich denn durchaus nicht verstehen? Mein Neffe sah Sie an mit Blicken, die mich mit Entsetzen erfüllten, die mich bis in's innerste Mark erbeben machten! In seinen Blicken stand geschrieben, daß er blindlings an einem Abgrunde hinschreitet und daß er in denselben hinabstürzen wird, wenn wir ihn nicht warnen, ihn nicht mit Gewalt zurückreißen! Es stand in seinen Blicken geschrieben, daß er Sie bereits in so hohem Grade liebt, daß es vielleicht schon zu spät zur Rettung ist! Ja, ja, ich spreche aus Erfahrung, mein gutes Kind, und ich sage: zu spät, weil ich

das Gemüth meines Heinrich's so genau kenne, wie mein eigenes, und weil ich weiß, daß, wenn er, ein so seltener, unverdorbener junger Mann, einmal eine ernste Neigung gefaßt hat, dieselbe auch eine Lebensfrage für ihn wird und selbst im Tode ihr Ende nicht findet. Ja, das Alles habe ich in seinen Blicken gelesen, mein liebes, gutes Kind, und wenn Sie mir recht viel Kummer bereiten, meinen armen Neffen aber um seine Jugend, um sein Lebensglück bringen wollen, so fahren Sie nur fort, mich der Schroffheit anzuklagen, dem jungen Menschen aber anders, als mit einer wohlüberlegten, verletzenden Nichtachtung zu begegnen und dadurch wer weiß was für tolle Ideen in seinem überspannten Kopfe wachzurufen."

„Ich will Ihnen keinen Kummer bereiten," versetzte Renate mit unsicherer Stimme, und zugleich öffnete sie die Thür.

Vor ihren Augen aber schwamm Alles in einander; im Geiste glaubte sie Heinrich Bergmann vor sich zu sehen, wie er seine treuen Augen flehentlich zu ihr erhob, ohne zu wagen, das auszusprechen, was er empfand und was ihn doch, nach seines zärtlichen Onkels Urtheil,

so unendlich elend machen, ihn um seine Jugend mit all' ihren holden Träumen bringen mußte.

„Ich will Ihnen keinen Kummer bereiten," wiederholte sie noch einmal, wie zu sich selbst sprechend, ganz leise, „und er soll, wenn es in meinen Kräften steht, es zu verhüten, nicht unglücklich werden," fügte sie in Gedanken aus vollem Herzen hinzu; „aber ihm ein unfreundliches Wort sagen oder ihn gar verletzen zum Lohne für seine Liebe — nein, das vermöchte ich nicht, um Alles in der Welt nicht."

Ein Schauer durchrieselte sie, während sie gesenkten Hauptes und mit niedergeschlagenen Augen in die Krankenstube eintrat

Da streifte ihr Blick Marie, die, das Bild einer trauernden Madonna, neben dem lieblichen Kinde saß, und wie durch Zauber verschwanden die formlosen Traumgestalten, die so freundlich und verlockend, ähnlich dem beständig wechselnden Farbenspiele in einem Kaleidoskop, ihrem Geiste vorgeschwebt hatten. Sie war wieder allein die um andere Menschen stets aufrichtig besorgte Jungfrau, und als ob sie ihre Gedanken auf Abwegen überrascht hätte und gegen eine Wiederholung derselben habe Schutz suchen wollen, schlang sie den Arm liebkosend um Mariens

Nacken, indem sie mit der andern Hand fragend auf Lieschen deutete.

Aber auch der Doctor schien seit seinem Eintritte weiter nichts mehr zu kennen, als seine Stellung als Arzt und die Pflichten, die sich an seinen Beruf knüpften. Auf seiner Stirn thronte wieder der ruhige, wohlwollende, überlegende Ernst, während seine Augen fast regungslos an dem fieberisch glühenden Antlitze des bewußtlos gegen wirre Phantasien ankämpfenden Kindes hafteten und seine Hand, unausgesetzt den Pulsschlag prüfend, dessen zarten Unterarm umschloß.

20.

Am Rande des Grabes.

Was frommt alle Liebe, was die aufopferndste Pflege, wenn die finsteren Dämonen des unheimlichen Deliriums einen theuren Kranken marternd und quälend umschwirren? Was frommt es, wenn thränenumschleierte Blicke angstvoll an den halb geschlossenen Augen haften, treue Hände sich auf das unregelmäßig hämmernde Herz legen, wie um die wirren Phantasien zu verscheuchen, dem fiebernden Kranken einen gewissen Halt zu bieten und ihm das entsetzliche Gefühl gänzlicher Vereinsamung in einem wilden Chaos ihn umtobender Schreckgestalten zu rauben?

Die Dämonen des Deliriums, sie lassen sich nicht bannen.

Eigenwillig umschweben sie ihr armes Opfer,

um nur dann von ihm zu weichen, wenn die Natur den Sieg über die gefährliche Störung zarter Organe gewann, oder — um ihm den Weg in die alle Schmerzen stillende Gruft zu zeigen.

Ach, wie viele, viele Stunden gehören oft dazu, um eine Entscheidung, sei es zum Guten, sei es zum Bösen, herbeizuführen! Wie lang aber, wie unendlich lang erscheinen die Stunden, die man zwischen Angst und Hoffnung an dem Schmerzenslager eines Leidenden durchwacht, lauschend auf den Athem, der sich mühsam der wunden Brust entwindet, vergeblich forschend nach neu erglimmenden Lebensfunken in den ausdruckslosen, stieren Augen, vergeblich herabflehend den stärkenden Schlummer, als einen Vorboten heiß ersehnter Genesung.

Doch länger noch erscheinen die Stunden demjenigen, der sich inmitten seiner Lieben vereinsamt glaubt, verlassen und verrathen, hinabgestürzt in einen furchtbaren Abgrund, wo sein matt suchendes Auge verzweifelnd späht nach einem befreundeten, bekannten Wesen unter all' den formlosen, grinsenden, drohenden und höhnenden Schreckbildern, die ihn wie ein Höllenpfuhl umgeben. Mechanisch ringt und strebt er, zu

entrinnen der Angst und dem Entsetzen, und mühsam öffnet er die Augen. Doch was hilft es? Alles ist ihm fremd, unbekannt; nichts erinnert ihn an die Stätte, auf welcher er sich befindet; vor seinen verschleierten Blicken verwandeln sich die trautesten und vertrautesten Physiognomien bis zur Unkenntlichkeit. Sogar die regelmäßig gezeichneten Tapeten necken und verhöhnen ihn, indem die ihnen aufgetragenen, vielfach verschlungenen Linien sich gegenseitig aus einander zerren und wiederum in einander verschlingen, hier zu mächtig großen Buchstaben, römischen und gothischen, dort zu den verschrobensten Profilen verkrüppelter Menschen, mit Augen und ohne Augen. Und Buchstaben und Menschen scheinen sich zu neigen und zu fallen, tief, tief hinab, und dabei stehen sie dennoch fortwährend auf derselben Stelle, hohnlachend, wackelnd, sich verzerrend und in weiten Bogen herumschwingend.

Alles dreht sich fort und fort, und der Kranke dreht sich mit, bis ihm schwindelt und er verzweiflungsvoll die Augen wieder schließt.

Er schließt die Augen: Alles ringsum schwarz; nur einzelne Feuerstreifen und Sterne durchzucken und beleben den beschränkten Gesichtskreis, und diesen nach folgen schreckliche Lawinen und

windschiefe Häuser, die ihn zu zerschmettern drohen, daß er stöhnend zusammenfährt und, wie um sich vor einem jähen Sturze zu bewahren, krampfhaft in die Kissen greift. Seine Ohren klingen und sausen im schnellen Tacte des Pulsschlages, daß es sich anhört wie das Heulen grimmiger Bestien, und dabei ist es doch ringsum so still, daß man meint, die stummen Gebete hören und verstehen zu können, die aus den bekümmerten und bedrängten Herzen zum Himmel emporsteigen.

O, die Nacht ist so lang, so endlos lang! Will es denn nie Tag werden, will die Finsterniß denn gar nicht wieder weichen? —

So hatte Lieschen gelegen zwei Tage und zwei Nächte, und die dritte Nacht war schon weit vorgerückt. Die freundliche Engelsseele hatte unstet geschwankt zwischen der himmlischen Heimat und der Wohnung der Sterblichen, ohne daß sie gewußt hätte, wohin sie sich zu wenden habe. Dorthin lockte sie ewiger Friede nach jahrelangen Leiden und Trübsalen, hier wieder hielt sie reine, uneigennützige Liebe und treue Anhänglichkeit, der feste Wille, ihr ein heiteres Loos zu bereiten, zurück.

Und welche Liebe mußte es sein, die Marie veranlaßte, Tag und Nacht an dem Schmerzens-

lager Lieschen's zuzubringen! Und doch stand sie in keiner andern Beziehung zu ihr, als daß sie die von aller Welt verlassene Waise in ihr Herz geschlossen hatte, wie um sich durch die Liebe zu dem holden Kinde für Alles zu entschädigen, was sie selbst in ihrem Leben verloren und noch immer unabläßig betrauerte.

Nur zeitweise, den dringenden Vorstellungen Renatens nachgebend oder auch des Doctors Wünsche berücksichtigend, räumte sie diesen ihre Stelle neben dem Bette ihres Lieblings ein; allein auch diese kurzen Pausen gereichten ihr nicht zur Erholung oder Stärkung, im Gegentheil, sobald sie Lieschen nicht mehr sah, fühlte sie sich von doppelter Angst ergriffen, als ob während ihrer Abwesenheit das Kind ihr wieder durch den Tod oder durch böswillige Menschen hätte entrissen werden können. —

Heinrich Bergmann hatte in dieser Zeit das Haus der Gräfin nicht betreten; er begnügte sich mit den Nachrichten, die ihm regelmäßig durch den Doctor zugingen, obwohl es ihn mächtig dahin zog, wo er — er konnte sich ja darüber nicht mehr täuschen — wenigstens nicht ganz allein seines Onkels wegen freundlich willkommen geheißen wurde. Außerdem rechnete er auch

fest darauf, daß Umstände eintreten würden, die ihn wieder mit Renate zusammenführen mußten, und las er dann in ihren schönen Augen nur eine leise Anerkennung seines Strebens und Wirkens, so hatte er ja Alles erreicht, was er in diesem Leben nur immer hoffen und erwarten durfte.

Seine Hoffnungen aber auf eine Erneuerung seines Verkehrs mit der Gräfin beruhten darauf, daß er über Lieschen's Vergangenheit und deren in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Beziehungen zu den verschiedenartigsten Persönlichkeiten genug entdeckt hatte, um allmählich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es ihm, trotz aller sich ihm in den Weg stellenden Hindernisse, endlich gelingen müsse, jenen vorläufig noch undurchdringlich erscheinenden Schleier zu lüften.

Auch Doctor Bergmann, nachdem er durch seinen Neffen von dessen Entdeckungen bis in die kleinsten Einzelheiten in Kenntniß gesetzt worden war, sehnte mit der ihm eigenthümlichen leidenschaftlichen Erregtheit den Zeitpunkt herbei, in welchem er zum ersten Male einen klaren Blick in die verworrenen Verhältnisse werfen würde. Leider gebrach es ihm an hinreichender Muße, um sich selbst an die Spitze der Nachforschungen zu stellen, und mit innigem Bedauern

fügte er sich in die Nothwendigkeit, das eigentliche Handeln seinem Neffen zu überlassen. Er verfehlte indessen nicht, diesen mit den gediegensten Rathschlägen zu unterstützen und ihm bei jeder Gelegenheit auf's schärfste einzuprägen, vor allen Dingen einen Zusammenstoß mit den Gerichten sorgfältig zu vermeiden, indem gerade dadurch die Interessen seiner und Renatens Schützlinge am meisten gefährdet würden.

Zuvörderst erschien es ihm von Wichtigkeit, den Namen des Grafen zu erfahren, der bei der Vernichtung des geheimnißvollen Documentes betheiligt gewesen, wie den des Herrn, der, nach Merle's Aussage, bei Lieschen's Entführung die Hand mit im Spiele gehabt hatte; denn keine Vermuthung lag ihm ferner, als diejenige, daß die beiden Grafen eine und dieselbe Person gewesen sein könnten.

Bei Frau Merle war er nur einmal in dieser Zeit gewesen, jedoch mehr, um dieselbe zu beobachten, als sie auszufragen. Er glaubte nämlich den Zeitpunkt noch fern, in welchem er die verschiedenen Fäden so in der Hand halten würde, um bei seinen Nachforschungen energischer und dringender auftreten zu dürfen. Auch hoffte er, daß es Heinrich gelingen würde, eine Zu-

sammenkunft mit Merle herbeizuführen, um von diesem durch Güte oder Drohungen Bekenntnisse zu erpressen, die vielleicht ein klareres Licht auf die Handlungsweise von Personen warfen, als deren feiles Werkzeug er sich verdungen hatte.

Leider war Merle dadurch, daß Heinrich ihn in jener Nacht als einen Bekannten anredete, scheu geworden; doch erwies sich dies auch wieder in so weit als günstig, als er sich, neuen Verrath befürchtend, fern von Frau und Kind hielt, diese also nicht nur gegen seine Mißhandlungen gesichert blieben, sondern auch nicht, wie er deutlich genug seine Absicht ausgesprochen hatte, als Mittel zu neuen Gelderpressungen benutzt werden konnten.

So weit war der alte Herr also beruhigt; nur Lieschen's Zustand flößte ihm ernste Besorgnisse ein, ernstere Besorgnisse, wie man seinem äußeren Wesen anmerkte. Zugleich aber war er fest entschlossen, im Falle das Kind sterben sollte, die ganze Begebenheit bei den Gerichten anhängig zu machen und Alles aufzubieten, daß die betreffenden Missethäter, welchen Ranges und Standes sie auch sein mochten, zur Verantwortung gezogen würden.

Der Gräfin gegenüber war er in seinen

Mittheilungen ungewöhnlich zurückhaltend gewesen. Nur solche Angelegenheiten hatte er mit ihr besprochen, die sie bereits kannte. Einestheils befürchtete er, Veranlassung zum erneuerten Verkehr zwischen Renate und Heinrich zu geben, den er gänzlich und unheilbar abgebrochen zu haben glaubte, und dann wünschte er auch die Unruhe, in welcher die Gräfin sich Lieschen's wegen befand, nicht zu vergrößern.

Renate kannte nämlich jetzt keine andere Aufgabe, als Mariens Loos zu erleichtern und mit ihr vereint über Lieschen zu wachen. Daß sie das Haus kaum verließ, erregte keine Verwunderung. Man war ja an ihre sonderbaren Einfälle — wie man ihre Handlungen nannte, die mit den Ansichten anderer hochgestellten Familien nicht übereinstimmten — schon gewöhnt, und da durch die Dienerschaft Gerüchte in die Oeffentlichkeit gelangt waren, daß sie eine Bäuerin und ein sieches Kind bei sich aufgenommen habe, so begnügte man sich mit der von einem bedauernden Achselzucken begleiteten Bemerkung, daß die schöne und reiche excentrische Gräfin sich wieder einmal darin gefalle, den barmherzigen Samariter zu spielen.

Die Einzigen, die Renatens seltsames Be-

nehmen bitterer empfanden, waren der Graf Hannibal und seine Schwester. Ersterer, weil er glaubte, die „barocke Laune" der jungen Gräfin sei Ursache, daß sie ihn noch immer auf eine Antwort hoffen lasse, die er als eine unzweifelhaft günstige bereits im Kreise seiner näheren Bekannten unter dem Siegel der Verschwiegenheit verkündigt hatte; Letztere, weil sie von Renate nicht angenommen worden war, als sie, dem „unwiderstehlichen Drange ihres Herzens folgend, sich beeilt hatte, die zukünftige Gattin ihres Bruders schon jetzt als ihre liebe, über Alles theure Schwester zu begrüßen."

Sie suchten nämlich Beide in dem schleunigen Bekanntmachen des glücklichen Familienereignisses jenes unheimliche Gefühl zu ersticken, welches das räthselhafte Verschwiuden des Kindes, nachdem sie dasselbe sicher untergebracht zu haben glaubten, in ihnen wachgerufen hatte. Denn das unter Renatens Obhut befindliche kranke Kind mit dem verschwundenen in Beziehung zu bringen, lag ja zu weit außer dem Bereiche aller menschlichen Möglichkeiten und Berechnungen. Sie vermutheten eben nichts Anderes, als daß Renate in einer Anwandlung von Sentimentalität, vielleicht auch auf den Rath ihres un-

vermeidlichen Doctors, eine Bäuerin sammt ihrem Kinde auf der Straße habe aufgreifen lassen, um sie, nachdem dieselben einige Tage im Ueberfluß geschwelgt, reich mit Geschenken beladen heimzuschicken. —

Der Abend des zweiten Tages, welchen Marie und Lieschen unter dem Dache der Gräfin Renate zugebracht hatten, war bereits weit vorgeschritten. Die Gräfin und Marie saßen allein in dem Gemache, welches an die Krankenstube stieß. Beide sahen schweigend vor sich nieder, und ihre tiefe Niedergeschlagenheit bekundete, daß in Lieschen's Befinden noch immer keine Aenderung zum Guten eingetreten war.

Fast eine Stunde hatten sie so dagesessen, nur selten waren kurze Bemerkungen zwischen ihnen gewechselt worden, die meist ihren leidenden Liebling und die so verdächtig erscheinende Schweigsamkeit des Doctors betrafen. Der Doctor hatte sie nämlich vor einer Stunde gebeten, ihn mit dem Kinde allein zu lassen.

Mit Widerstreben waren sie seiner Aufforderung gefolgt. Sie begriffen, daß der Zustand, in welchem die Kranke sich bereits seit achtundvierzig Stunden befand, nicht mehr lange fortdauern könne, und der Doctor, eine Krisis vor-

hersehend, den Verlauf derselben ungestört zu beobachten wünsche.

Welche Hoffnungen er hegte und ob er überhaupt welche hegte, ahnten sie nicht; sie empfanden eben nur die Qualen einer schrecklichen Ungewißheit, der man nothwendiger Weise anheimfallen muß, wenn nur wenige Schritte davon die Entscheidung über Leben und Tod eines geliebten Wesens in einer gefährlichen Schwebe hängt.

„Ich ertrage es nicht länger," brach Marie endlich nach einer längeren Pause das lautlose Schweigen, welches ringsum herrschte, und zugleich suchten ihre trüben Blicke ängstlich Renatens wehmüthig-freundliche Augen — „nein, ich ertrage es nicht länger, die Angst verzehrt mich; ich muß unser armes Lieschen wenigstens aus der Ferne sehen. O, wenn das Kind stürbe, es wäre entsetzlich, namentlich für meinen Bruder und dessen Frau! Es wäre, als ob sie ihr eigenes Töchterchen noch einmal verlieren müßten."

„Der Doctor hat sie doch getröstet und ihnen Hoffnung zugesprochen," versetzte Renate ermuthigend.

„Der Doctor sprach ihnen allerdings Trost zu," entgegnete Marie sinnend, „allein ich fühlte

sehr wohl, daß die Trostesworte nicht der Ausdruck seiner Ueberzeugung waren. Zu mir, wenn er sich überhaupt über Lieschen's Zustand ausließe, würde er ganz anders sprechen, und — sollte wirklich das Schlimmste eintreten — dann erfahren es die Meinigen ja noch immer mehr als zu früh."

„Morgen wollten sie wiederkommen?"

„Wenigstens meine Schwägerin; die arme Frau, sie kann nicht von dem Kinde lassen! Sie wird die Gelegenheit benutzen und mit einem Nachbarn zur Stadt fahren. O, mein Gott, welche Nachricht wird ihrer morgen harren!"

So sprechend, erhob sich Marie, und leise schlich sie zur angelehnten Thür hin, von wo aus man eine Aussicht auf die Bettstelle hatte, die gleich am ersten Morgen mit dem Sopha vertauscht worden war, und in welcher das heftig fiebernde Kind kurz und kaum noch wahrnehmbar athmete.

Die dunklen Locken flossen frei um das stille, liebe Gesichtchen hin, und so unmerklich war die Bewegung des Athmens, daß man es für eine Todtenmaske hätte halten können, wenn nicht eben die glühende Röthe der zarten Haut vom Gegentheil gezeugt hätte.

Der Doctor saß vor dem Bette, den Oberkörper vornüber geneigt und das Kinn auf den goldenen Knopf seines Bambusrohres gestützt.

In jeder Linie seines guten Gesichtes prägte sich eine ungewöhnliche Spannung aus, und kaum zuckten seine Augenlider, so sehr hatte er sich mit Leib und Seele der Beobachtung seines jugendlichen Patienten hingegeben.

Als Marie vor die Thürspalte trat, bemerkte sie, daß er das Haupt zweifelnd schüttelte. Er war dem Kinde mit der Hand leicht über die Stirn gefahren, und hatte Das nicht entdeckt, was zu finden er so sehnlich wünschte und hoffte.

Marie stand bei der Bewegung des Doctors wie erstarrt, und vergeblich bemühte sich Renate, die kaum minder litt, sie wieder auf ihren Sitz zurückzuführen. Und so verrannen wohl zehn Minuten, ohne daß durch einen Laut oder eine Bewegung die unheimliche Stille unterbrochen worden wäre. Dann aber streckte der Doctor seine Hand wieder nach der Stirn des bewußtlosen Kindes aus, und langsam glitten seine Fingerspitzen von der einen Schläfe nach der andern hinüber.

Schon bei der ersten Berührung hatte der gütige, alte Herr sich etwas selbstbewußter emporgerichtet; als er dann aber seine Hand zurück-

zog und die Fingerspitzen prüfend an einander rieb, da schien es die kleine, runde Gestalt wie elektrisches Feuer zu durchströmen.

Schnell zog er das Taschentuch hervor, und nachdem er seine Hände mit demselben längere Zeit gerieben, begann er von Neuem mit seinen Forschungen, indem er nicht nur die Stirn, sondern auch den Hals, die Brust und Arme des Kindes sorgfältig prüfte und betastete.

Die erneuerten Forschungen mußten seine erste Entdeckung bis zum Unzweifelhaftesten bestätigen, denn er betrachtete das Kind etwa eine Minute lang mit einem unbeschreiblich innigen und zufriedenen Ausdrucke; dann nickte er einige Male zustimmend mit dem Haupte, worauf er seinen Stock, als sei es die kostbarste aller Flöten gewesen, kunstgerecht an seinen Mund preßte.

Seine Lippen spitzten sich zierlich, und wie ein leiser Hauch zog es zwischen denselben hindurch. Niemand hörte einen Ton, aber vor den Ohren des freundlichen, alten Herrn erschallte es wie lauter Jubelgesang, in welchen die Töne seiner stummen Flöte so harmonisch, so rührend einstimmten, daß seine kleinen, feurigen Augen sich befeuchteten und zuletzt ganz in Wasser schwammen.

Nachdem er das Bambusrohr wieder zwischen seine Kniee gestellt und die Brille bedächtig abpolirt und an ihre gewohnte Stelle zurückgebracht hatte, zog er seine Dose hervor, um sich eben so bedächtig durch etwas Tabak zu erfrischen und demnächst mit einer Art von Andacht die Schweißtropfen zu bewundern, die größer und klarer auf Lieschen's Stirn zu perlen begannen.

Die beiden Mädchen hatten so lange regungslos vor der Thürspalte gestanden und mit angehaltenem Athem den Doctor beobachtet, ohne dessen Benehmen recht zu begreifen. Als er aber den Stock an die Lippen führte, da näherte Renate ihren Mund dem ihr zugewendeten Ohr der Gefährtin.

„Liebe Marie, unser Lieschen wird leben und uns noch viele Jahre erfreuen," flüsterte sie so leise, daß ihre Worte nicht über Mariens Hörweite hinausdrangen.

Diese hatte die Worte verstanden und sie augenblicklich mit des Doctors Bewegung in Verbindung gebracht; zu sprechen vermochte sie nicht, aber indem ihre Hände sich wie zum Gebete falteten, rannen Thränen der Freude und der Dankbarkeit in Fülle über ihre Wangen.

Renate dagegen, wenn sie je für eine ihrer

edlen, menschenfreundlichen Handlungen belohnt worden war, wenn sie je dafür hätte belohnt werden können, daß sie sich Mariens sowie des kranken Kindes mit so viel warmer Opferwilligkeit angenommen hatte, dann geschah es in jenem Augenblicke, als sie in des biedern Doctors Benehmen den sichersten Beweis für die Rettung des fast schon dem Grabe überantworteten Kindes erkannte, als sie die Thränen eines stummen Entzückens in Mariens Augen gewahrte.

Der Doctor hatte unterdessen seine erneuerte Untersuchung beendigt und erhob sich, um die Mittheilung von dem glücklichen Ereignisse in das Nebengemach zu tragen.

Er schien erheblich größer geworden zu sein, so sehr leuchteten Triumph und Zufriedenheit aus seiner ganzen Haltung hervor. Sich selbst war er aber noch lange nicht groß genug, denn zuerst mit der rechten, dann mit der linken und wiederum mit der rechten Hand zerrte er seine dünne Haarpyramide empor, als wenn er den letzten Rest seiner natürlichen Kopfbekleidung mit aller Gewalt aus dem weiß und glänzend durchschimmernden Boden habe reißen wollen.

Als er die angelehnte Thür ganz aufschob, da blickte er in zwei Paar strahlende, wunder-

bar schöne Augen, aus welchen ihm die Thränen der reinsten Freude entgegenglänzten.

„Ja, ja, Kinder," hob er an, seinen Stock unter den Arm schiebend und den beiden Mädchen derb die Hände schüttelnd, „die Sache hat ihre Richtigkeit. Geichviel jetzt, ob es ein schwerer oder leichter Fall war, die Krisis ist ausnehmend günstig verlaufen, und bei der entsprechenden Vorsicht und Aufmerksamkeit kann es nicht fehlen, daß es sich innerhalb kurzer Zeit wieder erholt."

„Darf ich zu ihm hineingehen?" fragte Marie.

„Tausend Welt," polterte der Doctor mit unterdrückter Stimme heraus, „wollen Sie es nicht lieber gleich ankleiden und zu seinen Pflegeeltern nach dem Dorfe hinausbringen? Nein, mein Kind, so schnell geht das nicht; ob Sie nun hier sitzen oder dort, das ist ganz einerlei, die Kleine wecken und mit ihr sprechen dürfen Sie doch nicht. Ihre Betäubung ist nämlich in einen Schlummer übergegangen, der besser ist, als alle Arzneien, die seit Hippokrates' Zeiten entdeckt und erfunden wurden, und der unter keiner Bedingung unterbrochen werden darf — bleiben Sie also ruhig bei uns, damit Ihre zärtlichen Blicke nicht so fest an den geschlossenen Lidern

Ihres Lieblings haften, daß er dieselben fühlt und dadurch gestört wird."

Marie spähte noch einmal sehnsüchtig nach dem schlummernden Kinde hinüber und folgte mit Renaten dem Doctor nach, der in seiner Freude über den glücklichen Verlauf der Krankheit nicht eher Platz nahm, als bis er dreimal hinter einander mit sicheren, wiegenden Schritten, ähnlich einem Schiffscapitän auf dem Quarterdeck seines Fahrzeugs, herumgewandert war und jeden einzelnen Kreis besonders mit einem heftigen Zerren an seiner Haarpyramide abgeschlossen hatte.

Er war eben zur Ruhe gekommen, und während seine Augen mit triumphirendem Ausdrucke abwechselnd auf Marie und Renate ruhten, tasteten seine Finger geläufig auf dem auf seinen Knieen liegenden Stocke hin und her, als plötzlich ein Diener eintrat und meldete, daß Herr Lieutenant Bergmann unten im Vorzimmer sei und den Herrn Doctor dringend zu sprechen wünsche.

„Bitten Sie den Herrn in meinem Namen, sich zu uns herauf zu bemühen, wir hätten eine erfreuliche Kunde für ihn," sagte die Gräfin, indem sie sich ganz nach dem Diener umwendete,

um dadurch vor dem Doctor zu verbergen, daß eine leichte Verwirrung sich ihrer bemächtigt hatte.

„Nein, nein, mein Freund," versetzte der Doctor, hastig aufspringend, „lassen Sie den Herrn Lieutenant nur unten; wer weiß, was er mir anzuvertrauen hat — entschuldigen Sie, meine Damen, ich kehre gleich wieder zu Ihnen zurück —, stören Sie mir unterdessen das Kind nicht." Und so sprechend, griff er nach seinem Hute, worauf er schnell an dem Diener vorbei die Treppe hinuntereilte.

„Der Herr Lieutenant drangen darauf, den Herrn Doctor ohne Zeugen zu sprechen," bemerkte der Diener entschuldigend, ehe er sich entfernte.

Renate antwortete nicht; es befremdete sie, daß Heinrich ihr Haus betrat, ohne sich wenigstens eine Minute vor ihr zu zeigen, und dennoch wußte sie nicht, ob sie ihm nicht dafür dankbar sein müsse. Er konnte ja triftige Gründe haben, sie nicht wiedersehen zu wollen. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, und wie aus einem Traume schreckte sie empor, als Marie sich leise erhob und nach der Thür der Krankenstube hinschlich, um wenigstens aus der Ferne ihren Liebling zu beobachten.

Als ob sie eine Vision habe verscheuchen wollen, strich Renate mit beiden Händen leicht über ihre blendend weiße Stirn; der Ausdruck des Zweifels wich von ihren Zügen; statt dessen spielte ein freundliches Lächeln um ihre frischen Lippen, und schnell begab sie sich zu Marie, um im Gespräche mit ihr und in der Ueberwachung des kleinen Schützlings die seltsamen Gedanken zu übertäuben und zu vergessen, die so ganz wider ihren Willen Besitz von ihr ergriffen hatten.

Eine halbe Stunde war verronnen, Renate befand sich in fieberhafter Unruhe; sie scheute sich indessen nicht, ihre Ungeduld über des Doctors verlängerte Abwesenheit vor ihrer Gefährtin zu offenbaren. Endlich erkannte sie die Schritte ihres alten Freundes, der mit einer ungewöhnlichen Hast die Treppe heraufstürmte und gleich darauf eben so hastig, wenn auch mit vorsichtigen Bewegungen, eintrat.

„Was macht die Kleine?“ fragte er mit eigenthümlich erregter Stimme, als er die beiden Mädchen vor der geöffneten Thür der Krankenstube stehen sah.

„Sie hat sich noch nicht gerührt,“ antwortete Marie in gedämpftem Tone, während Renate

den Doctor genauer betrachtete, als ob sie bezweifle, daß er derselbe sei, der vor einer halben Stunde das Gemach verlassen hatte.

Es war aber auch zum Erschrecken; denn der alte, leidenschaftliche Herr hatte nicht nur im Eifer seinen Hut vergessen und seine Haarpyramide, seinen Stolz, gänzlich zerstört, sondern seine Brille saß auch, anstatt auf der Nase, hoch oben auf der Stirn. Dabei zeigte sein geröthetes Gesicht ein solches Gemisch von innerer Erregtheit, Erstaunen und Verwirrung, daß es völlig unmöglich war, zu errathen, ob der beängstigenden Verfassung, in der er sich befand, eine gute oder eine bedauerliche Ursache zu Grund liege.

„Gut, sehr gut," entgegnete er auf Mariens Antwort, und zum ersten Male wieder machte er einen schwachen Versuch, mittelst der gespreizten Finger durch einen flüchtigen Strich einige Ordnung in seine Kopfzierde zu bringen — „sehr gut, mein liebes Kind, ganz so, wie ich es erwartete; sie wird noch lange schlafen, voraussichtlich die ganze Nacht — je länger, je besser, und bevor ich gehe, werde ich Ihnen genau vorschreiben, wie Sie sich bei ihrem Erwachen zu

verhalten haben. Aber jetzt muß ich fort — ja, fort — schnell fort!"

Zu jeder andern Zeit und in einer andern Weise erklärt, würde sein Entschuß nichts weniger, als Erstaunen hervorgerufen haben; unter den obwaltenden Umständen aber konnte Renate nicht umhin, zu fragen, weshalb er plötzlich so große Eile an den Tag lege.

„Sie sollen Alles erfahren, meine theure Gräfin," antwortete der Doctor, indem er einen möglichst großen Kreis abschritt und sich dabei energisch auf seinen Stock stützte, „allein jetzt kann ich nicht mit der Sprache heraus. Das ist ja unerhört, merkwürdig — ich muß meine Gedanken sammeln, um überhaupt noch ein Mensch zu bleiben! Hm, Tausend Welt! Der Heinrich ist ein ganz gescheidter Junge — ich habe es immer gesagt — sehr viel Ueberlegung — mehr Ueberlegung, als man ihm bei seinen Jahren zutraut — aber hören Sie, meine liebe Marie — verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne" — wendete er sich darauf mit einer kurzen Bewegung an diese, und indem er ihre Hand ergriff, betrachtete er sie mit einer so innigen Theilnahme, als ob er ihr Vater gewesen wäre, „morgen besuchen Sie mich...."

„Ich muß ja bei dem Kinde bleiben," unterbrach ihn Marie, die über des Doctors seltsames Benehmen in nicht geringe Verwirrung gerathen war, mit sanfter Stimme.

„Ruhig, ruhig," fuhr der Doctor milder und mit einer Anwandlung von Rührung fort, „die Kleine befindet sich erstens ziemlich außer aller Gefahr, und zweitens ist sie hier so gut aufgehoben, wie nur ein Kind aufgehoben sein kann. Uebrigens lasse ich Sie in meinem Wagen abholen, und auf ein paar Stunden kann es Ihnen nicht ankommen, wenn Sie die Ueberzeugung mitnehmen, daß die Kleine in nicht allzu langer Frist wieder munter um Sie herumspringen wird, ohne daß Jemand wagen dürfte, Einsprache gegen Ihr Zusammenleben zu erheben."

Renate und Marie sahen einander überrascht an; des Doctors Worte schienen ein Geheimniß zu enthalten, welches wenigstens nicht trüber Art war, und dennoch scheuten sie sich, weitere Fragen an ihn zu stellen.

Dieser aber war unterdessen zu Lieschen hineingeschlüpft, und nachdem er deren Zustand sorgfältig geprüft, beeilte er sich, die beiden Mädchen über den weiteren Verlauf der Krankheit voll-

ständig zu beruhigen und ihnen das beim Erwachen des Kindes zu beobachtende Verfahren genau vorzuschreiben.

„Und nun auf Wiedersehen, meine Damen," schloß er seine Verordnungen — „verzeihen Sie meine Eile, theuerste Gräfin, und bereiten Sie sich darauf vor, daß man vielleicht schon morgen Ihr Urtheil in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Rathe zieht."

„Wohl Betreffs unserer armen Frau Merle?" fragte Renate, über den unwillkürlichen Ausbruch ihrer Neugierde leicht erröthend.

„Ich weiß nichts, wenigstens noch nichts Klares," antwortete der Doctor ausweichend, und mit einer neuen Verbeugung war er zur Thür hinaus, und bald darauf vernahm Renate, daß er in der Gesellschaft seines Neffen das Haus verließ.

Wären die beiden Mädchen, die liebliche Tochter stolzer und hochgestellter Vorfahren und die mit sinnigem Ernste holdselig geschmückte Bäuerin, nicht von gleicher Sorge für ihren Schützling erfüllt gewesen, so würden sie nach des Doctors flüchtigen Mittheilungen kaum so ruhig geblieben sein.

Und dennoch, wenn jene Mittheilungen auch

nicht zwischen ihnen erörtert und erwogen wurden, in ihren Gedanken lebten sie fort, und mit unruhiger Spannung sehnten Beide den Anbruch des Tages herbei.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Diezmann, August, Frauenschuld. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Ernesti, Luise, Zwei Fürstinnen. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Möllhausen, Balduin,

Der Meerkönig eine Erzählung in drei Abtheilungen

Bd.: 3. Band

Jena 1867

P.o.germ. 1961 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127903-7